1,70 DM / Band 350

Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die Rache der Großen Alten

John Sinclair Nr. 350

Teil 1/4

von Jason Dark

erschienen am 19.03.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Rache der Großen Alten

Zurück ließen wir zwei Leichen!

Da war die alte Frau, die mir das Leben gerettet und diese Tat mit ihrem Tod gebüßt hatte. Sie war praktisch aus Versehen erschossen worden, lag verkrümmt da, und ich hatte ihr als letzten Dienst noch die Augen zugedrückt.

Nur wenige Schritte entfernt und im spitzen Winkel zu der Toten lag ihr Mörder. Er hieß Aldo und war von meiner geweihten Silberkugel tödlich getroffen worden. Da es sich bei ihm um einen Menschen handelte, hatte die Kraft der Kugel seinen Körper nicht aufgelöst. Seinetwegen und wegen des Halbbluts Leila waren Suko und ich überhaupt von London nach Tanger geflogen und hatten das Pech gehabt, vom Regen in die Traufe zu gelangen. Dabei ging es mir noch besser als meinem Freund Suko, der, zusammen mit einem Franzosen namens Claude Renard, in einer anderen Dimension verschollen war, die der Großen Mutter gehörte.

»Ich dachte, du wolltest gehen, Bulle«, hörte ich aus dem Halbdunkel die Stimme der Frau. Und die klang ebenso rauchig, als würde das Halbblut Leila an einer Bar stehen und Gäste anmachen. Der Tod des Mannes schien sie überhaupt nicht berührt zu haben, obwohl Aldo ihr Partner in dem höllischen Spiel gewesen war.

Ich schaute dorthin, wo sie stand. Ihr Körper hob sich im Grau des Dämmers ab. Sie hatte eine Hand in die Seite gestützt und den Kopf schiefgelegt. Den Ausdruck des Gesichts konnte ich nicht erkennen.

Wahrscheinlich schaute sie ebenso spöttisch wie überlegen, denn aufgegeben hatte Leila noch nicht.

Ich schlenderte auf sie zu. »Sie werden noch früh genug in England eintreffen«, versprach ich ihr.

»Wirklich?«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Wenn du dich da nicht mal irrst, Bulle.«

Neben ihr blieb ich stehen. Obwohl wir uns nicht mehr in einer Bar befanden, roch ich ihr starkes Parfüm. Eine süßliche Mischung, die ich nicht mochte. »Tut es Ihnen um Ihren Partner nicht leid?« fragte ich sie.

»Immerhin waren Sie lange genug zusammen und haben die gleichen Interessen verfolgt.«

»Wozu?«

Diese eine fragende Antwort reichte. Ein Mensch, der keine Gefühle besitzt, reagierte eben so.

Ich griff in die Tasche und holte eine Zigarettenpackung hervor.

Wie lange ich Zeit bis zum Start der Maschine hatte, wußte ich leider nicht.

Wahrscheinlich einige Stunden, und in dieser Spanne mußte ich mich mit der Frau abgeben, ob ich wollte oder nicht.

Als die Flamme meines Feuerzeugs aufzuckte, streichelte das Licht auch Leilas Gesicht. Sie starrte mich aus ihren dunklen Augen an. In den Pupillen lag ein spöttischer Ausdruck, die Unterlippe war ein wenig vorgeschoben, ein Ausdruck, wie ich ihn von ihr kannte.

Ich ließ den ersten Rauch aus den Nasenlöchern strömen und hörte erneut ihre Stimme.

»Kann ich auch eine Zigarette haben?«

»Bitte.« Sie bekam sogar Feuer.

Tief saugte sie den Rauch ein und legte den Kopf zurück, während sie den Qualm an mir vorbei gegen die kaum erkennbare Decke blies. Spott zeichnete ihre Züge. »Jetzt sind wir allein«, sagte sie.

»Sicher. Rechnen Sie sich etwas aus?«

»Wieso?«

»Ich meine nur. Um den Finger wickeln, wie die anderen Gäste in Ihrem Londoner Bordell lasse ich mich von Ihnen nicht.«

Im Beisein der Toten fand ich es unpassend, daß sie lachte. Aber von dieser Frau, die einer Dämonin diente, konnte ich nichts anderes erwarten, erst recht keine Pietät. »Wir sind Partner, Sinclair«, sagte sie.

»Ob Sie es glauben oder nicht.« Hin und wieder fiel sie in den förmlichen Ton.

»Ich glaube es nicht.«

»Denken Sie mal an Tanger. Der Flughafen ist weit, und hier sind Sie kein Polizist.«

»Stimmt.« Ich warf die Zigarette zu Boden und trat sie aus. »Aber meine Chancen stehen besser als die Ihren. Ich kann mich mit den einheimischen Behörden in Verbindung setzen und mich mit Ihnen arrangieren. Das wird Ihnen kaum gelingen.«

»Ach, Sinclair, hören Sie. Wir befinden uns hier im Orient und nicht in England. Hier ist ein Mann noch ein Mann. Meinen Sie, die Polizisten lochen eine Frau wie mich ein?« Sie lachte kehlig. »Das glauben Sie doch selbst nicht. Wenn ich will, wickele ich die Burschen um den kleinen Finger, Sie verstehen.«

»Noch ist es nicht soweit.«

»Sie werden sich wundern.« Lässig lehnte sich Leila gegen die Wand und rauchte.

Klar, mir paßte das alles nicht. Auch ich hätte mich lieber allein auf den Weg gemacht, aber nicht in Richtung England, sondern in eine andere Dimension, in das Reich der Großen Mutter, gewissermaßen in die ewige Finsternis, wo mein Freund Suko gefangen war. Leider mußte ich fast einen Tag und eine Nacht warten, erst dann würde sich das geheimnisvolle Dimensionstor wieder öffnen.

So aber war ich gezwungen, mich um die Frau zu kümmern und mußte versuchen, sie nach England zu schaffen.

Ich faßte nach ihrer Schulter. »Treten Sie die Zigarette aus und lassen Sie uns dann gehen.«

»Auf einmal so eilig?«

»Ja.«

Sie kam meiner Aufforderung nach. Dann hob sie die Schultern und ging langsam vor. Ich folgte ihr durch den düsteren Gang und gelangte in den Innenhof des Hauses. Hier hatte ich gegen einen der lebenden Toten, einen Diener des Bais, gekämpft und fast mein Leben verloren.

Meine Kugel war schneller gewesen als sein Schwert, so hatte ich aufatmen können.

Bisher hatte uns die Stille umfangen. Doch in diesem Hof, wo wir auch Geräusche von außen vernehmen konnten, war das plötzlich anders. Über die Kronen der Mauern drangen Laute, die sich anhörten, als würde jemand laut rufen und gleichzeitig andere dazu anhalten, ruhiger zu sein, so daß wir zu den Stimmen noch Schritte vernahmen.

Nicht die einer einzelnen Person, sondern die mehrerer Ankömmlinge.

Und die befanden sich weiter entfernt, jenseits der Mauer, wo die geheimnisvollen Straßen und Gassen der Altstadt von Tanger lagen.

Für mich klangen diese Geräusche recht ungewöhnlich, ich hatte die Altstadt als relativ ruhige Zone in der Nacht erlebt, und auch die Frau wunderte sich über die Stimmen.

»Stimmt etwas nicht?« fragte ich.

Leila hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber die Ansammlung der Typen hinter der Mauer bereitet mir Sorge.«

»Haben Sie Grund dazu, sich Sorgen zu machen?«

»Wohl kaum…«

Ihre Antwort überzeugte mich nicht, und ich deutete dorthin, wo sich der Ausgang befand. »Kommen Sie, wir werden von hier verschwinden. Es ist möglicherweise besser.«

Sie widersprach nicht und hatte auch nichts dagegen, daß ich die Führung übernahm.

Wir bewegten uns so leise wie möglich auf den normalen Ausgang zu.

Ich besaß ein ungutes Gefühl. Irgendwie kam mir die Umgebung so anders vor, so abwartend, wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm, und ich hatte das Gefühl, von bösen Feinden umgeben zu sein, die sich noch im Unsichtbaren aufhielten.

Wir erreichten eine kleine Treppe, die nur vier Stufen besaß. Als wir diese hinter uns gelassen hatten, standen wir in einem schmalen Gang, der zum Ausgang führte.

Ich ging jetzt schneller, und Leila blieb auch dicht hinter mir. Sie redete kein Wort mehr, ich vernahm nur ihren scharfen Atem und hatte das Gefühl, daß sie noch mehr wußte, als sie eigentlich zugeben wollte.

Vor einer Holztür blieb ich stehen, entdeckte einen runden Knauf, umklammerte ihn und drehte ihn herum.

Ein wenig sperrte die Tür noch, dann konnte ich sie zu mir ziehen.

Obwohl eigentlich kein Grund bestand, ärgerte ich mich über das dabei entstehende Geräusch, denn es war ziemlich weit zu hören und hätte, falls sich Verfolger in der Nähe befanden, auch von ihnen vernommen werden können.

Es gefiel Leila nicht, daß ich zunächst einen Blick nach draußen warf, bevor ich mich in Bewegung setzte. »Weshalb gehst du nicht, Bulle?« schimpfte sie.

»Weil ich meine Prinzipien habe, deshalb.« Ich ließ mich nicht beirren und warf einen vorsichtigen Blick in die Gasse, die nach links hin geradeaus führte, zur rechten Seite allerdings einen Bogen schlug.

Die Gasse war leer!

Zunächst atmete ich auf, dann dachte ich genauer darüber nach und fragte mich, woher die Stimmen gekommen waren, die wir gehört hatten. Da mußten Menschen in der Nähe lauern.

»Wie sieht es aus?« fragte mich Leila.

»Dunkel«, erwiderte ich.

»Verdammt, deine Antwort…« Der Rest ging in einem unverständlichen Gemurmel unter.

»Kommen Sie«, sagte ich und faßte sie an. Leila ließ es geschehen, daß ich ihre Hand nahm und sie ins Freie zog. Wir beide betraten eine leere Gasse. Und wieder dachte ich daran, daß man mir mal gesagt hatte, eine Stadt wie Tanger hätte tausend Augen, besonders in der Nacht, wenn man nicht damit rechnete.

Der neue Tag war erst eine Stunde alt. Ich wollte nicht daran glauben, daß eine Stadt wie diese, in der wir uns befanden, schlief. Es war egal, in welche Richtung wir uns wandten. Ich kannte mich nicht aus, Leila wahrscheinlich auch nicht. Und wenn, hätte sie mir bestimmt nichts gesagt, jede Minute, die sie sich in Freiheit befand, war für sie ein Gewinn. Ich konnte sie nicht als Helferin bezeichnen.

Leila würde sich wahrscheinlich neutral verhalten und erst später, wenn wir den Flughafen erreicht hatten, sich auf die andere Seite stellen.

Vorsichtig verließ sie das Haus. Nach dem ersten Schritt schon glitt sie geschmeidig zur Seite und stellte sich in den Schatten der Wand. So wurde sie am wenigsten gesehen.

Ich deutete nach rechts. »Dahin gehen wir.«

»Und dann?«

»Werden wir weitersehen.«

»Bulle, du kennst dich auch nicht aus.« Sie lachte bei den Worten und wartete auf meine Antwort.

»Ja, es stimmt, ich habe meine Schwierigkeiten.«

»Das wird eine Flucht. Ich würde es als Spaß bezeichnen.«

Eine Antwort bekam sie nicht mehr, denn ich war weitergegangen.

Der Untergrund bestand aus festem Lehm, und ich versuchte, meine Schritte so stark wie möglich zu dämpfen.

Natürlich konzentrierte ich mich auf die Geräusche, die uns umgaben.

Ich hoffte, etwas zu erfahren, aus dem Klang Folgen schließen zu können, aber ich vernahm nichts.

Nur ein fernes Rauschen. Es war das Echo des Straßenverkehrs, der auch zur nächtlichen Stunde in Tanger nie abriß. Hin und wieder glitten Lichtpunkte durch die Schwärze, landende Flugzeuge.

Ich empfand dies als Hohn, denn wir mußten zum Flughafen, aber der lag noch verdammt weit entfernt.

Wir huschten an den Häuserfronten vorbei. Tagsüber hockten hier

Menschen vor den Fassaden. Sie boten europäischen und amerikanischen Touristen allerlei Krempel an, jetzt war die Straße verlassen. Selbst kleine Stühle oder Hocker hatte man hereingeholt.

Ein Pfiff erklang!

Dünn, hoch und schrill. Wir erschraken.

Ich blieb stehen und drehte den Kopf. Leila befand sich dicht hinter mir, hatte die Stirn in Falten gelegt und versuchte, ein zerknirschtes Gesicht zu machen.

»Sind sie uns auf den Fersen?« fragte ich sie.

»Keine Ahnung.«

Sie log, das sah ich ihr an. Sie weiter zu fragen, hatte keinen Sinn.

Leila antwortete nur, wenn es ihr in den Kram paßte. Ich hatte das Gefühl, mit ihr zusammen inmitten einer großen Schlinge zu stecken, die sich allmählich zuzog und das Atmen erschwerte.

Da sich der Pfiff nicht wiederholt hatte, gingen wir weiter. Wieder versuchten wir, so geräuschlos wie möglich zu laufen, und wir hatten bereits die Kurve der Straße erreicht. Ich sah auch die dunklen Löcher, wo rechts und links zwei schmale Gassen abzweigten.

Aus diesen Löchern kamen sie.

Sie waren lautlos und schnell. Huschende Gestalten, die plötzlich die Straße versperrten und einen Wall aus Leibern bildeten. Dabei sagten sie nichts. Sie standen nur da, drohend, gefährlich, und ich sah so manchen Messerstahl funkeln.

In meiner Kehle wurde es trocken. Ich drehte für einen Moment den Kopf, blickte in Leilas Gesicht und sah, daß sie die Schultern hob. Leise klirrten ihre Haarperlen gegeneinander.

»Was wollen die?« flüsterte ich.

»Weiß ich doch nicht.«

»Verdammt, Leila, Sie müssen…«

»Sie sind auch hinter uns!« Mit diesen Worten unterbrach sie meinen Gesprächsansatz.

Ich wandte mich um und schaute auf die zweite Mauer aus Menschenleibern. Auch dort blitzte an einigen Stellen der dunkelblaue Messerstahl. In meiner Kehle wurde es eng. Ich hatte das Gefühl, mitten in der Falle zu stecken und fühlte die Kälte, die über meinen Rücken rann. Alles war eine gigantische Falle gewesen, in deren Netz wir uns verstrickt hatten und wohl aus eigener Kraft nicht wieder herauskommen konnten, dazu war die Übermacht zu groß.

»Hatte ich dir nicht gesagt, Bulle, daß wir Schwierigkeiten bekommen würden?« fragte Leila.

»Das hast du.«

»Ja, und da sind sie schon.«

Wieder hörten wir einen Pfiff, und dann setzten sich beide Parteien in Bewegung.

Es war klar, was sie vorhatten. Sie wollten uns in die Zange nehmen und töten.

»Und jetzt, Bulle, laß dir etwas einfallen!« sagte Leila, wobei sie nach links und rechts deutete. »Diesen Menschenring durchbrechen wir nie…«

Nein, den schafften wir nicht. Da hatte sie recht, auch wenn ich es nicht gern zugeben wollte. Ich wußte nicht, welche Chancen uns noch blieben. Nach vorn konnten wir nicht, zur anderen Seite ebenfalls nicht, blieb uns eigentlich nur die Möglichkeit, uns in einem der Häuser zu verstecken.

Dabei war ich Realist genug, um dies nur als Aufschub zu sehen.

Zudem drängte mich Leila.

»Tu etwas, Sinclair!«

Ich deutete über meine Schulter. »Sehen Sie die Tür hinter mir?«

»Klar.«

»Dann laufen wir da ins Haus.«

Sie schaute mich mit einem spöttischen Blick an, der mir sagte, daß sie nicht überzeugt war. Bisher hatte keiner der uns eingekreisten Männer etwas gesagt. Genau in dem Augenblick, als wir uns in Bewegung setzten, hörte ich ein Wort.

»Mörderin!«

Der Sprecher hatte sich der französischen Sprache bedient, die auch ich verstand, und ich zuckte für einen Moment zusammen.

Mörderin, nicht Mörder hatte der Mann gerufen! Demnach hatte er Leila damit gemeint.

Ich starrte sie an, denn auch sie mußte das Wort verstanden haben.

»Was ist?« fragte sie lauernd. »Habe ich etwas an mir?«

»Nein, äußerlich nicht. Ich wundere mich nur, daß man Sie als Mörderin bezeichnet hat.«

»Das ist nun mal so.«

»Haben Sie hier jemanden umgebracht?«

Ihre großen Augen verengten sich. »Ich glaube, Sinclair, daß wir hier andere Probleme haben. Zudem könnte ich Sie auch als Mörder bezeichnen, denken Sie nur an Aldo.«

Es war leider nicht der richtige Ort und auch nicht die Zeit, um dieses Thema auszudiskutieren. Zudem wollte Leila endlich weg, denn sie tauchte bereits zur Seite und war vor mir innerhalb des dunklen Rechtecks verschwunden.

Ich blieb noch einen Moment stehen, hörte wütende Rufe und setzte mich ebenfalls in Bewegung, weil die Meute anfing zu laufen.

Von zwei Seiten rannten sie auf uns zu.

Etwas fuhr blitzend durch die Luft.

Wer das Messer geschleudert hatte, konnte ich nicht sagen. Ich zog noch den Kopf ein und sah etwas Blitzendes über meine rechte

Schulter huschen, das zugleich an der Hauswand entlangfuhr und ein kratzendes Geräusch hinterließ.

Dann war auch ich verschwunden.

In dem Flur war es fast stockfinster. Ich sah Leila erst, als ich gegen sie lief und ihren weichen Körper spürte. »Weshalb diese Annäherungen, Bulle?« girrte sie.

Als Antwort drückte ich sie herum und stieß sie weiter, denn ich wollte tiefer in das Gebäude.

Wir erreichten einen schmalen Gang. Vor uns klirrte ein Vorhang.

Gleichzeitig erschien genau dort eine Lichtinsel. Ein magerer Arm wurde durch den Vorhang geschoben. Auf dem Handteller stand eine kleine Ölfunzel.

Obwohl ich es eilig hatte, blieb ich stehen, packte den Arm und zog den Mann durch den Vorhang.

»Wo geht es zum Dach?« zischte ich ihm zu.

Zusammen mit der Antwort erreichte mich eine widerlich riechende Knoblauchfahne. »Oben.«

»Die Treppe?«

»Da.«

Ich stieß den Mann wieder zurück, hörte sein Schimpfen und lief tiefer in den Gang.

An der Treppe wartete Leila auf mich. Sie konnte an mir vorbeisehen und auch das Türrechteck entdecken. »Sie kommen schon, Sinclair!«

Ich drehte mich nicht um. Zusammen mit Leila stolperte ich die Stufen hoch.

Sie waren sehr steil, ziemlich eng und führten in mehreren Wendeln in die Höhe.

Stolperfallen bildeten die Stufen, auch Leila merkte dies, als sie plötzlich nach vorn fiel. Ich riß sie wieder in die Höhe und hörte ihre Stimme. »Danke, Partner.«

Eine Antwort bekam sie diesmal nicht von mir.

Aus dem unteren Bereich des Hauses vernahmen wir Stimmen.

Sie schrien sich an, sprachen aber leider in ihrer Heimatsprache, so daß wir von ihren Plänen nichts erfuhren.

Eines war sicher. Sie würden uns hetzen, jagen wie zwei Schwerverbrecher und wenn es ihnen gelang, uns zu bekommen, stand uns etwas bevor, über das ich nicht nachdenken wollte.

Wie hatte Leila noch gesagt? »Ein weiter Weg wird es bis zum Flughafen sein.«

Sie schien recht zu behalten, und ich war auf Gedeih und Verderb mit ihr verbunden. Sollte sie tatsächlich jemanden umgebracht haben, würden die Häscher auf mich auch keine Rücksicht nehmen, denn wie sollten sie auch unterscheiden können?

Und so liefen wir weiter.

Bis Leila stoppte.

Auch ich sah den Schatten, der sich vor uns aufgebaut hatte. Es war ein kompakter Kerl, der einen langen Kaftan trug, dazu einen weißen Turban auf dem Kopf, drei Stufen über uns stand und ein Gewehr in den Händen hielt.

Die Mündung zielte auf Leila.

Plötzlich änderte sich ihr Verhalten. Sie lachte leise, ging auf den Mann zu und öffnete gleichzeitig einige Knöpfe ihres Oberteils. Ein uralter Trick, aber äußerst wirksam, und auch der Mann über uns wurde abgelenkt. Er bekam große Augen, die Mündung der Waffe senkte sich, und eine Sekunde später erlebte ich Leila in Aktion.

Blitzschnell griff sie nach dem Lauf, riß daran, und zog den Kerl, der sein Gewehr nicht loslassen wollte, zu sich herunter.

Er kam wie ein kompakter Schatten und hätte Leila noch umgerissen, wäre sie nicht im letzten Augenblick zur Seite gesprungen und gegen die Wand geprallt.

»Los, Bulle!«

Mein Uppercut war klassisch. Er explodierte am Kinn des Kerls, als dieser sich noch in Bewegung befand. Ich spürte den Treffer ebenfalls bis in den Oberarm hinein und stellte fest, daß der andere schlapp wurde. Auf den Stufen sank er zusammen.

Leila riß das Gewehr an sich, bevor es ihm aus den Händen rutschen konnte. »Jetzt habe ich auch etwas«, sagte sie und lachte.

»Aber schießen Sie nicht wie ein wilder Teufel gleich drauflos«, erwiderte ich. »Wir haben genügend Ärger.«

»Sicher.«

Ich hetzte an dem Bewußtlosen vorbei, der das Übergewicht bekam und die Treppe bis zur nächsten Wendel hinabrollte. Es wurde Zeit, daß wir wegkamen, denn von unten her vernahmen wir Schritte. Die anderen hatten genau erkannt, wo wir uns befanden, und sie bemühten sich, die Stufen so schnell wie möglich hochzulaufen.

Da der Mann nicht auf der Treppe geschlafen haben konnte, mußte er aus einer Wohnung gekommen sein. Die Tür sahen wir sehr bald. Sie stand noch offen.

Leila erreichte das Zimmer als erste. Sie sprang über die Schwelle, blieb stehen und drehte sich, wobei sie das Gewehr in Anschlag hielt und die Mündung durch das Zimmer kreisen ließ.

Es war ein runder Raum. Wir sahen die Fenster bleiern schimmern und die gewölbte Decke.

Für diese Art des Raumes gab es nur eine Erklärung. Wir waren in einem Turmzimmer gelandet. Ich wußte, wie verschachtelt und verwinkelt die Häuser der Altstadt von Tanger angelegt waren. Es existierte kein einheitlicher Baustil, und so kam es vor, daß kleine Türmchen auf irgendwelche Dächer gesetzt worden waren.

Leila hatte schon ein Fenster erreicht. Sie fluchte einige Male, bevor sie es aufzog, hinausschaute, sich zu mir umdrehte und erklärte, daß es gar nicht so schlecht aussähe.

»Wie meinen Sie das?«

»Wir könnten springen.«

»Liegt da ein Dach?«

»Ja.«

Bevor ich sie erreichte, hockte sie bereits auf der schmalen Fensterbank. Mit der linken Hand hielt sie sich noch fest, in der rechten trug sie das Gewehr.

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Ich hörte den dumpfen Laut, als sie aufprallte, erreichte das Fenster ebenfalls und sah Leila auf dem Dach stehen und winken.

Auch ich sprang.

Es war wirklich nicht tief. Ich konnte meinen Aufprall gut abfedern, aber ich sah sofort die Gefahr, die das Dach für uns beide barg.

Es gab keinerlei Deckung. Eine freie Fläche lag vor unseren Augen, und bis zum Rand waren es einige Meter, die wir ohne Schutz überwinden mußten.

Zusammen starteten wir. Während des Laufs merkte ich, daß sich die Dachbespannung aus zahlreichen Materialien zusammensetzte.

Einige waren sehr hart, andere weich und nachgiebig.

Leila erwartete mich. Sie hob die Schultern und schüttelte gleichzeitig den Kopf.

»Was ist denn?«

»Sieh nach unten, Sinclair!«

Das tat ich und peilte vorsichtig über den Rand. Ich schaute in eine schmale Gasse. Woher die Typen kamen, wußte ich nicht, jedenfalls schienen unsere Gegner die Bewohner der Altstadt mobilisiert zu haben, denn sie drängten sich in der Gasse unter uns zusammen, hatten die Köpfe in die Nacken gelegt und starrten zu uns hoch.

Blaß schimmerten ihre Gesichter, manche Augen wirkten dabei wie dunkle Perlen, und die Münder standen offen. Auch sah ich das Blinken der Messer und konnte förmlich den Haß spüren, der uns entgegenwehte.

»Denen werde ich es zeigen!« versprach Leila mit knirschender Stimme und senkte den Gewehrlauf.

Sie wollte in die Menge hineinschießen, da kannte sie keinerlei Hemmungen, ich aber schlug ihr den Waffenlauf zur Seite. »Bist du wahnsinnig!« fuhr ich sie an.

Sie sprang zurück und bedrohte mich. »Es ist unsere einzige Chance, verdammt!«

»Nicht so!« Ich blieb hart.

»Und wie dann?«

»Die Gasse ist schmal, wir können sie überspringen.« Ich wartete ihre Antwort erst gar nicht ab, ging einige Schritte zurück und nahm die gleiche Strecke als Anlauf. Sie schaute mir zu, wie ich mich abstieß und über die schmale Gasse hinwegflog.

Plötzlich wurden ihre Augen groß. Tief atmete sie ein und sah mir an, wie ich auf der anderen Seite aufprallte.

Ich fiel nicht, lief nur einige Schritte, stoppte danach und drehte mich um. »Komm rüber!«

Sie sah mein Winken und wurde gleichzeitig abgelenkt, als sie zurückblickte.

Die Meute hatte das Dach erreicht.

Leila und ich hörten die Schreie, und das Halbblut reagierte jetzt so, wie es schon vorgehabt hatte.

Sie schoß.

Der Krach zerriß die relative Stille.

Weit rollte das Echo in die Nacht hinaus und verklang irgendwo am Nachthimmel. Ob sie jemand getroffen hatte oder nicht, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls zuckten die Männer zurück, und Leila hatte sekundenlang freie Bahn.

Auch sie nahm Anlauf.

Ihr Sprung war gut, aber nicht gut genug. Ich sah, daß sie nicht dort landen würde, wo ich aufgekommen war. Sie warf noch die Arme hoch, ich lief ihr entgegen, und dann knallte sie gegen den Dachrand. Sie schrie, hielt das Gewehr aber weiterhin fest, und ich war im letzten Augenblick gekommen. Durch rechtzeitiges Zugreifen schaffte ich es, sie auf das Dach zu ziehen.

Zum erstenmal sah ich Leila zittern.

»Eine Scheiß-Idee war das!«

»Wir sind erst mal in relativer Sicherheit!« Ich schleppte sie noch weiter und ließ auch unsere Verfolger auf dem anderen Dach nicht aus den Augen.

Sie und die Männer in der Gasse veranstalteten zusammen ein Heidenspektakel, um das ich mich nicht kümmerte, denn ich hatte andere Sorgen.

Noch hatten sie uns nicht erwischt. Fragte sich nur, wie lange uns das Glück noch treu bleiben würde?

»Nichts verstaucht?« fragte ich Leila. Meine Stimme klang sogar besorgt.

»Nein, Sinclair. Du wirst mich weiter als Partnerin behalten können.«

Sie grinste scharf.

Ich enthielt mich einer Antwort und schaute mich statt dessen nach einer guten Deckung um. Dieses Dach war zwar ebenso flach wie das, von dem wir gesprungen waren, nur befanden sich auf ihm einige Kamine. Schmale, zylinderförmige Blechröhren, aus denen jedoch kein

Rauch in den dunklen Himmel quoll.
Wir hasteten über das Dach. Ich war gespannt, was an dessen Ende lag.
Natürlich schauten wir wieder in eine Gasse, und wir hörten auch das Schreien der Verfolger, als sie von der rechten Seite aus in die Gasse hineinliefen.
Leila und ich zuckten nach hinten. Zu springen hatte jetzt keinen Sinn.
Zurück konnten wir auch nicht, blieb die Flucht nach beiden Seiten. Die Bauten hier grenzten dicht aneinander. Man konnte von einem Dach auf das nächste klettern!
Waren wir jetzt in eine Falle gelaufen, die wir uns praktisch selbst gestellt hatten?
Ich schaute zurück.
Der fahle Halbmond am Himmel gab nur sehr wenig Licht. Es reichte jedoch aus, um in die Altstadt zu leuchten. Besonders wurden die Dächer davon berührt, während die Gassen und Straßen mehr im Schatten der Hausmauern lagen.
Die Verfolger machten es uns nach. Sie nahmen Anlauf, und wollten die Gasse ebenfalls überspringen.
Leila hob wieder das Gewehr.
Abermals drosch ich es ihr nach unten. »Nicht so!« fuhr ich sie an.
Sie ging einen Schritt zurück.
»Wie denn?«
Ich hatte ein Fenster gesehen. Es gehörte zum Haus an der rechten Seite und schloß praktisch mit seinem unteren Rand mit unserer Dachhöhe ab.
»Das ist der Ausweg!«
»Für wie lange?«
»Weiß ich nicht. Kommen Sie!« Ich schaute nicht hin, ob sie mir folgte, und rannte schon vor. Je näher ich an das Fenster herankam, um so deutlicher konnte ich es erkennen. Zudem sah ich, daß hinter der Scheibe ein schwaches Licht brannte.
Leila hatte uns erreicht und eingesehen, daß es keine andere Chance für uns gab. Ich überraschte sie, indem ich ihr mit einem Ruck das Gewehr aus den Händen riß.
Bevor sie protestieren konnte, schaute sie mir zu, wie ich die Waffe kantete und den Kolben gegen die Scheibe drosch. Klirrend zerplatzte das Glas, die Scherben verschwanden im Innern des anderen Raumes, und das Loch war für mich groß genug, um hindurchschlüpfen zu können. Ein paar Scherben räumte ich noch zur Seite, dann war der Weg frei.
Ich tauchte als erster in den Raum. Er lag tiefer als das Fenster und wurde von einer schwachen Laterne erhellt. Ich hätte nicht gedacht,

ein so großes Zimmer zu betreten, und mir war schon der unnatürlich süßliche Geruch beim Hineinspringen aufgefallen.

Erst als ich auf dem Boden stand, sah ich, wo Leila und ich gelandet waren.

Inmitten einer Opiumhöhle!

Das schwache Licht reichte gerade aus, um die Personen erkennen zu können, die auf dünnen Matten lagen und an seltsam klobigen Pfeifen saugten. Dabei entstanden schmatzende Geräusche, hin und wieder röchelte auch jemand, andere waren dem Rausch des Gifts bereits erlegen, lagen da wie tot und träumten von Dingen, die nur sie sahen.

Daß wir das Fenster zerschlagen hatten, störte keinen. Die Männer gaben sich voll und ganz ihrer Halluzinationswelt hin.

Schwaden trieben durch den großen halbdunklen Raum, und wir mußten uns einen Weg bahnen.

Sogar zwei Frauen sah ich da liegen. Europäerinnen, die sich dem Rausch des Gifts hingaben.

Wichtig war der Ausgang.

In der vom Dämmerschein erfüllten Opiumhöhle war er kaum zu erkennen. Wir sahen nur die bemalten Wände.

Wir sahen Motive aus den erotischen Märchen des Orients.

Geheimnisvolle Frauen, mal verschleiert, mal nackt. Kämpfer in wuchtigen Rüstungen oder junge Nymphen, die dem Retter oder Held einen Blick ins Paradies gestatteten.

Der Lärm der Verfolger war zurückgeblieben. Ihre Stimmen vernahmen wir nur mehr gedämpft durch das offene Fenster. Ob sie wußten, daß wir uns in der Opiumhöhle verborgen hielten, war nicht genau herauszufinden. Sie konnten es sich sicherlich denken, wenn sie das Dach überquerten.

Etwas bewegte sich in dem von Opiumdämpfen erfüllten Raum.

Vor uns geschah dies, wir schauten genau hin, und sahen einen Vorhang, der zur Seite gedrückt wurde.

Auch Leila hatte dies mitbekommen. Sie stieß mich an und deutete nickend auf die Stelle.

»Ich weiß!« hauchte ich.

Wir standen vielleicht fünf Schritte entfernt. Zwischen dem Vorhang und uns befanden sich die Matten mit den liegenden Rauchern. Über ihren Köpfen schwebten die Wolken aus Qualm. Dazwischen schimmerten die Gesichter wie nebelhafte Gebilde.

Mit einem heftigen Ruck flog der Vorhang plötzlich vollends zur Seite. Eine Gestalt erschien im Dämmerlicht, die einem sensiblen Menschen Angst einjagen konnte.

Kompakt gebaut, ein gewaltiger Klotz mit einem verzerrten Gesicht, das wie ein massiger Schwamm wirkte. In der rechten Hand hielt der Kerl eine unterarmlange Stange, an der kleine Metallnoppen glänzten.

Wenn er damit zuschlug und sein Ziel traf, war es um den anderen geschehen.

Er sah uns und wußte Bescheid.

Soviel Wendigkeit hätte ich dem anderen nicht zugetraut, als er über die liegenden Körper hinwegsprang und dabei den rechten Arm hob. Er schlug zu, als seine Füße den Boden noch nicht erreicht hatten.

»Schieß doch, verdammt!« zischte Leila.

Ich hätte es machen können, aber ich wollte keine Toten. Statt dessen stieß ich die Mündung nach vorn, spürte den Widerstand und vernahm den erstickten Schrei des Mannes.

Er hatte die Mündung meiner Beutewaffe voll in den Leib bekommen, beugte sich nach vorn, und ich drehte mich zur Seite, damit mich der Schlag nicht noch streifte.

Der Mann wuchtete an mir vorbei. Hart fiel er zu Boden, stöhnte verzweifelt und schüttelte sich dabei, als hätte jemand einen Eimer Wasser über ihm geleert.

Ich schlug mit dem Kolben zu. Dieser Hieb schaffte ihn ins Reich der Bewußtlosigkeit.

Einige Raucher merkten, daß etwas geschehen war, was nicht in den normalen Ablauf hineinpaßt. Sie drückten ihre Körper in die Höhe, um sich lautstark zu beschweren.

Ich sprang mit Leila über die Leute hinweg und erreichte den Vorhang, hinter dem der Schläger erschienen war.

Dahinter lag ein kleiner Raum mit einem schmalen Fenster. Nur einen Hocker gab es und ein Regal. Es stand dem Fenster gegenüber. In den einzelnen Fächern lagen Ersatzpfeifen und auch Opium.

Für Nachschub war also gesorgt.

Da wir keine zweite Tür entdeckten, blieb uns nur der Weg durch das Fenster.

Es würde sicherlich nur mehr Sekunden dauern, bis unsere Verfolger auch dieses Versteck entdeckt hatten und es wie eine wilde Meute junger Hunde stürmten.

Das Gewehr behinderte mich bei meinen Aktionen. Ich warf die Waffe Leila zu, die sie geschickt auffing.

»Aber mach keine Dummheiten, Mädchen.«

»Mal sehen.«

Einen Riegel hatte ich gefunden. Das Fenster war sehr alt, ich sah es am Rahmen, aber der Riegel funktionierte. Ich riß ihn zurück, während sich Leila am Durchgang aufgebaut hatte und in die Opiumhöhle hineinschielte. Noch war es dort ruhig, und ich fragte mich bereits, ob unsere Verfolger aufgegeben hatten, als ich die ersten Rufe vernahm.

»Sie haben die zerstörte Scheibe entdeckt!« erklärte Leila.

Ich öffnete in dem Augenblick das Fenster. Es war so schmal, daß ich

mich soeben noch hinauslehnen und nach unten in eine schmale Gasse schauen konnte.

Ja, sie war noch schmaler als die, durch die wir gelaufen waren.

Und sie lag tief unter uns. Wenn wir da hinuntersprangen, konnten wir uns wer weiß was brechen.

War es Zufall, war es Glück oder beides? Jedenfalls vernahm ich ein Knattern, sah im nächsten Augenblick einen Lichtschein, der die schmale Gasse erhellte, hörte das Rumpeln und erkannte die Umrisse eines Lastwagens, der sich durch diese schmale Straße schob, die gerade noch breit genug für das Fahrzeug war.

Unsere einzige Chance, denn ich sah auf der offenen Ladefläche zahlreiche Säcke liegen, die so wirkten, als würden sie eine weiche Masse beinhalten.

Der Wagen konnte wegen der Enge der Gasse nur sehr langsam fahren, das war unser Glück.

»Leila, her zu mir!«

Sie drehte sich um. Ich war zur Seite getreten, ließ ihr den Platz und herrschte sie an, durch das Fenster zu klettern und auf die Ladefläche zu springen.

»Wieso?«

Ich packte sie an den Hüften und hob sie hoch. »Mach schon, verdammt noch mal.«

Leila stellte keine Fragen mehr. Sie kletterte geschmeidig durch das schmale Rechteck. Ich vernahm das Rattern des Motors und hörte nicht, wie Leila aufkam.

Aber ich sah sie liegen, als ich hinterher kletterte. Für mich wurde es höchste Eisenbahn, wollte ich nicht daneben springen. Leila richtete sich soeben auf, winkte mir zu, und dann stieß ich mich ab.

Der Lkw fuhr langsam. Dennoch kam es mir verdammt schnell vor, als er unter mir wegrollte. Für eine unendlich lange Sekunde befürchtete ich, hinter dem Wagen auf der Straße zu landen. Fast wäre dies auch geschehen, ich kam sehr dicht vor dem Ende der Ladefläche auf, fühlte den Stoß und fiel nach hinten.

Glücklicherweise auf die richtige Seite und zu Leila hin, die zudem noch zugriff und mich festhielt. In den Säcken bewegte sich etwas.

Wahrscheinlich Reis, Mais oder andere Hülsenfrüchte.

Passiert war uns beiden nichts, deshalb mußten wir so rasch wie möglich zusehen, daß wir uns versteckten. Ich räumte einige Säcke zur Seite und schuf die Zwischenräume, die uns aufnehmen konnten. Zuerst kroch Leila hinein, ich folgte und blieb dicht neben ihr liegen, nur mehr getrennt von zwei Säcken. Einen davon packte ich und hob ihn hoch, um ihn auf meinen Körper sinken zu lassen.

So blieb ich liegen.

Leila hatte sich ebenso verhalten wie ich. Wir konnten nur mehr

warten. Das Schicksal lag jetzt nicht in unserer Hand. Ich wußte auch nicht, ob der Fahrer von seinen beiden blinden Passagieren etwas bemerkt hatte, wahrscheinlich nicht, sonst hätte er angehalten.

So aber rumpelte er weiter, und die Stöße der schlechten Federung übertrugen sich auch auf unsere Körper.

Ich spürte, wie mich jeder Ruck durchschüttelte, so daß auch der auf mir liegende Sack in Bewegung geriet und allmählich ins Rutschen kam. Damit dies nicht geschah, hielt ich ihn mit beiden Händen fest und hoffte, daß dieser Kelch an mir vorüberging.

Wir fuhren in die schmale Gasse hinein. Leider in die Richtung, aus der wir gekommen waren. Noch tat sich nichts, der Wagen schaukelte, rollte auch durch Schlaglöcher, die wir ebenfalls spürten, und ich hatte das Gefühl, daß in meinem Magen eine Revolte stattfand.

Das Knattern des Auspuffs und das Dröhnen des Motors war so laut, daß es alle anderen Geräusche übertönte. Deshalb vernahm ich auch keine Stimmen, und es kam auch niemand, um uns anzuhalten. Die Fahrt mit dem Lastwagen lief wider Erwarten gut, so daß mein Nervenflattern allmählich aufhörte.

Genau bis zu dem Zeitpunkt, als der Wagen plötzlich stoppte. Es geschah so ruckartig, daß die übereinandergestapelten Säcke in Bewegung gerieten, verrutschten und auch der Sack, der über mir lag, nicht mehr an seinem Platz bleiben wollte.

Ich hielt ihn soeben noch fest und wartete mit angehaltenem Atem, was weiterhin geschah.

Zunächst einmal nichts. Der Motor tuckerte im Leerlauf, aber dazwischen vernahm ich rauhe Stimmen. Obwohl ich nichts sah, war mir klar, was geschehen war.

Unsere Häscher hatten den Wagen angehalten.

Würden sie ihn auch durchsuchen?

Wie ein Toter lag ich auf dem Rücken und schickte gedankliche Stoßgebete zum Himmel…

***

Superintendent Sir James Powell, bei Scotland Yard schon eine Institution und Machtfaktor, saß an seinem Schreibtisch und hatte einige Morgenzeitungen vor sich liegen.

In einer Gazette hatte er einen Bericht gefunden, der den Themenkomplex Atlantis behandelte. Natürlich las Sir James alles, was sich um diesen Komplex drehte, auch diesen Artikel, wobei er einige Male den Kopf schüttelte.

Nein, was die Leute sich da zusammengeschrieben hatten, war der blanke Unsinn.

Nicht nur die Völker des Westens hatten sich auf die Suche nach dem geheimnisvollen Kontinent begeben, auch zwei russische

Forschungsschiffe waren unterwegs. Und die hatten ein Seegebiet westlich der portugiesischen Küste abgesucht.

Angeblich hatte man unter Wasser einen geheimnisvollen Berg gefunden und von diesem Fund auf die Existenz des Kontinents Atlantis vor der Küste Portugals geschlossen.

Die Suche war erfolglos geblieben. Trotz modernster Geräte war es den russischen Forschern nicht gelungen, Überreste des versunkenen Kontinents zu finden.

Für sie existierte Atlantis damit nicht mehr.

Sir James lächelte. Diese Ignoranten, dachte er, denn er wußte es besser. Der Superintendent gehörte zu den wenigen Menschen, die es besser wußten und über die Existenz des Kontinents informiert waren.

Man brauchte Atlantis nicht im Atlantik zu suchen. Es hatte ganz woanders gelegen, aber das behielt Sir James für sich und rief nicht die Zeitungsredaktion an, um den Bericht zu verbessern.

Er faltete die Gazette zusammen und dachte an andere Sorgen, die er hatte.

Es ging um John Sinclair und Suko.

Beide waren nach Tanger gereist, um ein Pärchen namens Aldo und Leila zu stellen. Für die beiden eigentlich ein Routinejob, denn sie hatten schon andere, große Aufgaben erledigt, aber Sir James glaubte plötzlich nicht mehr daran, daß der Job nur zur reinen Routine geworden war, denn er vermißte die Anrufe der Geister Jäger.

Dabei hatte John Sinclair versprochen, in London Bescheid zu geben.

Diese Nachricht war längst überfällig. Da John Sinclair nicht der Typ war, der ein einmal gegebenes Versprechen nicht einlöste, wurden die Sorgen des Superintendenten von Minute zu Minute größer.

Der Fall hatte an sich einfach ausgesehen, aber er dachte auch daran, wer hinter Aldo und dem Halbblut steckte.

Lilith, die Große Mutter!

Daß John Sinclair mit ihr schon einigen Ärger erlebt hatte, wußte auch Sir James, und ihm war ferner bekannt, daß die Große Mutter sich auf zahlreiche Diener verlassen konnte, nicht zuletzt auf Zombies, auf lebende Tote, die von ihr im Höllenfeuer gestählt worden waren. [1]

Nun, das Feuer war erloschen und der Club, in dem Leila und Aldo ihre Fäden gezogen hatten, aufgelöst.

Aber beiden war die Flucht nach Nordafrika gelungen.

Sir James hatte John und Suko hinter ihnen hergeschickt, um das Paar zurückzuholen.

War das ein Fehler gewesen?

Auf einmal kam es ihm so vor, und er spürte in seinem Magen ein unangenehmes Drücken.

Dieser Fall schien erst am Beginn zu stehen. Gedankenschwer stützte

Sir James sein Kinn in beide Hände, dachte weiterhin nach und schreckte plötzlich zusammen, als er eine geisterhafte, ihm aber bekannt vorkommende Stimme vernahm.

»Guten Morgen, Sir James!«

Der Superintendent schaute auf und sah vor seinem Schreibtisch eine Frau stehen, die sich mit beiden Händen auf den Griff eines Schwertes stützte.

Es war Kara, die Schöne aus dem Totenreich…

***

Eine Welt zwischen den Zeiten im Nirgendwo, bestehend aus gewaltigen Bergen mit schroffen Spitzen und steilen Hängen.

Eine Welt mit nur schwachem Licht, aber eine Welt, in der der Geist regierte. Er schwebte über allem. Es waren Gedanken, Wünsche und Träume, die zusammen diese Atmosphäre bildeten, und es waren positive Gedanken, das wußte ein jeder, der die Welt betrat.

Sie waren die Heimat für ein Wesen, dem es allein gelang, dieser Welt zu entfliehen und immer dann zurückzukehren, wann es ihm gefiel.

Dieses Wesen besaß einen Namen.

Es war der Eiserne Engel!

In dieser fernen Welt, die auch zu seiner Geburtsstätte zählte, hatte er nach dem Untergang des Kontinents Atlantis seine Zuflucht gefunden und wurde stets mit offenen Armen empfangen.

Auch jetzt war er wieder auf dem Weg dorthin. Er flog durch die Zeiten, ließ sich tragen von Winden aus dem Nirgendwo, denn er folgte dem Ruf seiner Väter.

Sie, die stummen Götter, hatten ihm den Bescheid gegeben. Sie hießen stumme Götter, aber sie waren es nicht. Sie konnten nur nicht mehr in die großen Auseinandersetzungen mit eingreifen, weil sie vor urlanger Zeit ein Bannstrahl getroffen und sie dort festgesetzt hatte, wo sie bis zum heutigen Tage ihre Bleibe besaßen.

In der Schlucht.

Sie war eng, die Berge standen so hoch, daß ihre kantigen Spitzen beinahe den Himmel berührten und irgendwo in der Dunkelheit verschwanden. Hinzu kam das Schweigen, das man als absolut bezeichnen konnte. Nichts, aber auch gar nichts störte die heilige Ruhe der Ewigkeit.

Der Himmel über den Bergen war etwas heller als die gewaltigen Felsen. Er schimmerte in einem anthrazitfarbenen Ton, und er besaß weder einen Anfang noch ein Ende. Unter diesem weiten Himmel wirkten die Berge als steinerne Insel, wobei die zur Schlucht hingewandten Frontseiten der Berge diejenigen beherbergten, die in ihnen eingeschlossen waren.

Die stummen Götter.

Sie wohnten innerhalb des Gesteins, und sie waren auch zu sehen.

Denn wie ein Filigran zeichneten sich dort ihre Gesichter ab. Umrisse, Falten, Kerben, Münder und Nasen. Lippen waren ebenso zu sehen wie Augen oder andere tief eingegrabene Risse. Die hohen Stirnansätze gaben den Gesichtern etwas Majestätisches, und die im Felsgestein abgebildeten Kinnpartien ließen etwas von der Energie erkennen, die in diesen Wesen einmal gesteckt hatte.

Mehr war nicht zurückgeblieben. Keine Lippen bewegten sich mehr, um ein Wort zu sagen. Damals, als die Dimensionen noch jung waren, hatte es die große Auseinandersetzung zwischen den stummen Göttern und den Großen Alten gegeben.

Gewonnen hatte eigentlich keiner. Weder die positiven noch die negativen Kräfte. Es war zu einem bis in die Gegenwart dauernden Patt gekommen, aber die Kräfte des Bösen hatten Unterstützung bekommen.

Die Zeit arbeitete für sie. Das alte Atlantis, längst versunken und von vielen vergessen, hatte erkennen lassen, welche Kräfte noch in ihm steckten. Die Mächte des Bösen, die sich auch damals auf dem Kontinent etabliert hatten, waren nun in der Lage, in das Leben der Gegenwart einzugreifen.

Und das wußten auch die stummen Götter.

Nur konnten sie daran nichts ändern. Sie waren die Gefangenen, aber sie merkten sehr genau, daß etwas geschehen war und die Welt eine Umwälzung erfahren würde.

Durch den Fluch waren sie zur Untätigkeit gebannt, sie persönlich konnten nicht mehr in die Auseinandersetzung eingreifen, aber sie besaßen dennoch einen Trumpf.

Es war ihr Erbe, ihr Nachfolger. Das Wesen mit den Flügeln und der Bronzehaut.

Eben der Eiserne Engel!

Wenn es jemand aus alter Zeit schaffen konnte, sich den Mächten des Bösen in den Weg zu stellen, war allein er es.

Aber konnte er es schaffen?

Sechs Große Alte standen gegen ihn, und einer war mächtiger als der andere.

Unmöglich…

Und doch befand sich der Eiserne Engel auf dem Weg. Die stummen Götter hatten ihn gerufen, er hatte den Ruf empfangen, und wie es sich für einen folgsamen Sohn gehörte, gehorchte er auch.

So schwebte er aus dem Nirgendwo herbei, geriet zwischen die Dimensionsgrenzen und lauschte den Rufen, die ihn immer näher an die Schlucht heranlockten.

Bis er eintraf.

Er sah sie unter sich liegen. Ein gewaltiges Panorama in der Finsternis, trotzdem deutlich zu erkennen, und er mußte eine Kurve fliegen, um den Eingang der Schlucht zu erreichen.
Wie eine gewaltige, oben offene Höhle kam er ihm vor. Er fühlte den Sog der Gedanken, die diese Schlucht ausfüllten, und er hatte das Gefühl, in die Heimat zu kommen.
Da war jemand, der auf ihn wartete. Da waren Personen, die ihn liebten und die ihn herbeigesehnt hatten, und er flog mit einem Gefühl des Friedens im Herzen in die Schlucht hinein, wobei er seine Flügel allmählich zusammenfaltete und sich bereit machte, auf dem glatten Grund zu landen.
Sanft kam er auf, drehte seinen Blick nach rechts und schaute in die Gesichter seiner Väter.
Er las die Weisheit aus ihren Zügen, das Vertrauen in den Augen und das Lächeln auf den Lippen.
Und er empfing ihre Gedanken.
›Willkommen daheim, Eiserner!‹ wurde ihm gesagt. ›Willkommen zu Hause.‹
›Ich freue mich ebenfalls‹, gab der Eiserne gedanklich zurück. ›Aber weshalb habt ihr mich gerufen?‹ Die Gesichter in den Felsen blieben ausdruckslos. Nichts verriet von ihrer Antwort. Trotzdem empfing sie der Eiserne Engel, denn sie sprachen in Gedanken zu ihm.
›Wir wissen, daß nun etwas eingetreten ist, das schon lange vorbereitet wurde. Die Zeit ist reif, Eiserner. Sie haben versucht, die Grenzen zu sprengen, und es ist ihnen gelungen.‹
›Wer? Die Großen Alten?‹
›Ja, es waren sie. Die Großen Alten haben lange genug nur andere für sich handeln lassen. Nun sind sie an der Reihe. Sie wollen zurückschlagen, und zwar so hart und gnadenlos wie nie zuvor. Sie haben alles vorbereitet, es ist ihnen gelungen, die Kraft aus der Unendlichkeit zu tanken, und sie werden zuschlagen.‹ Der Eiserne stand da und breitete seine Arme aus. ›Wen werden sie treffen wollen?‹
›Zunächst nicht die Menschheit, sie müssen erst mit einem größeren Gegner fertig werden.‹
›Ist es die Hölle?‹
›Ja, aber nicht nur das. Sie haben sich das gesamte Spektrum der Hölle ausgesucht. Wir dachten, daß sie sich mit Asmodis zufrieden geben, doch der Teufel ist ihnen nicht hoch genug. Nun wenden sie sich an Luzifer und seine erste Dienerin, die Urhure Lilith. Sie haben erfahren, daß sich die Kräfte der Hölle miteinander verbündeten, daß alte Feindschaften begraben wurden, damit sie auf einen schwächeren Gegner treffen. Und du, Eiserner, wirst dich ihnen stellen.‹
›Ich allein?‹

›Zunächst mußt du es versuchen. Wir sind eingesperrt. Wir können dir nur Ratschläge geben, aber nicht selbst eingreifen.

Deshalb mußt du versuchen, den Kampf zu gewinnen.‹

›Wie soll ich dies anstellen?‹ fragte der Eiserne.

›Das kann ich dir nicht sagen, aber ich kann dir den Weg zu ihnen zeigen, da sie in einer Welt leben, die man als menschenfeindlich bezeichnen könnte. Dort sind alle versammelt, und du allein mußt hinein.‹ Der Eiserne, sonst sehr mutig, erschrak zutiefst. ›Ich soll dieser Welt einen Besuch abstatten. Ohne Hilfe?‹

›So ist es.‹

›Aber ich werde sie nie besiegen können. Sie sind zu sechst, ich stehe allein.

Sie wissen um die alte Macht des Kontinents Atlantis, sie kennen die Tricks, die auch mir bekannt sind, und sie werden mir immer zuvorkommen, wie ich meine.‹

›Nicht, wenn du schnell genug bist.‹

›Dann gebt mir bitte Bescheid, wo ich die Gestalten finden kann, damit ich sie finde.‹

›Es ist nicht einfach…‹

›Ich weiß, aber ich bin bereit, für die Sache zu kämpfen und notfalls auch zu sterben.‹ Nach diesen Worten verzogen sich die Gesichter der stummen Götter zu einem Lächeln.

Sie waren die Väter des Eisernen, wie er wußte, obwohl das eigentliche Geheimnis seiner Geburt nach wie vor im Dunkeln lag.

Doch man hatte ihm versprochen, es irgendwann einmal zu lüften.

Der Eiserne verneigte sich. Ein Ritual, das die stummen Götter verstanden, und sie begannen, ihn mit den Informationen zu füttern, die er unbedingt brauchte…

***

Über das Gesicht des Superintendenten zuckte ein Lächeln, das jedoch sehr schnell erlosch, als er in das sehr ernste Gesicht der schönen, dunkelhaarigen Frau schaute. Wenn Kara ihn so ansah, hatte sie etwas auf dem Herzen, normalerweise lag auf ihren weichen Lippen stets ein entrückt wirkendes Lächeln.

Ohne es eigentlich zu bemerken, folgte Sir James der reinen Höflichkeit, stand auf und deutete auf einen freien Besucherstuhl.

»Wenn Sie sich setzen wollen, Kara…«

»Nein«, erklärte die Schöne aus dem Totenreich bestimmt, aber freundlich. »Ich bleibe lieber stehen.«

»Natürlich, ganz wie Sie wollen.« Sir James schob seinen Stuhl zurück und nahm Platz. »Womit kann ich Ihnen dienlich sein, Kara?«

Sie hob die schmalen Schultern. »Es geht um Dinge, die sehr weitragend für uns alle sind. Vielleicht sogar für die gesamte

Menschheit, wenn ich es recht überblicke.«

Durch seine dicken Brillengläser schaute Sir James Kara sehr forschend an. Er wußte, daß diese Person keine Lügnerin war. Wenn sie zu ihm kam, hatte sie ihren Grund, und den wollte er erfahren, wie er mit einem auffordernden Blick bekanntgab.

»Sie wissen, Sir James, daß es auch im Reich der Finsternis verschiedene Strömungen gibt. Das ist einmal die Hölle mit ihren unzähligen Schergen, hinzu kommen andere Dämonen, die in irgendwelchen Dimensionen hausen und nur darauf warten, daß die Hölle, beziehungsweise Asmodis, ihre Macht verliert. Diese Dämonen sind Schmarotzer. Wir können sie erst in unsere Rechnungen mit einziehen, wenn sie tatsächlich ihre Reiche verlassen und sich auf die Menschheit stürzen, um diese zu unterdrücken. Das ist, wie bei allen anderen, auch ihr Endziel.«

»Aber die meinen Sie nicht«, sagte Sir James.

»Nein, davon spreche ich in der Tat nicht. Ich meine die Wesen, die sehr alt sind und seit langer Zeit darauf warten, die absolute Herrschaft zu erringen. Es sind…«

»Die Großen Alten«, vollendete Sir James.

»Genau über sie habe ich gesprochen«, erklärte Kara. »Die Großen. Alten sind Dämonen, die nur eines kennen. Den Griff nach der Macht. Und nie war die Macht so nahe für sie wie in diesen Augenblicken, obwohl es selten so schwer gewesen ist.«

»Wieso? Das verstehe ich nicht…«

»Luzifer und die Große Mutter wissen, wer ihr den Rang ablaufen will. Auch sie hat Vorbereitungen getroffen. Innerhalb ihres Kreises haben die Geschöpfe jeden Streit begraben, um sich den Problemen stellen zu können. Sie werden sich mit geballter Macht zu wehren wissen, und die beiden Pole treffen aufeinander, das kann ich Ihnen bestätigen.«

»Wann?«

»Ich weiß es noch nicht, aber ich bin mir sicher, daß dort etwas für John Sinclair und uns zu erreichen ist. Ich möchte gern die lachende Dritte sein.«

»Zusammen mit John und Suko.«

»So ist es.«

Sir James rückte seinen Stuhl zurück und erhob sich. Er schaute gegen das Fenster, während er sprach. »Sie wissen selbst, Kara, wie ich zu den Dingen stehe. Ich sehe sie sehr positiv, und ich bin immer dabei, wenn es darum geht, die Mächte der Finsternis zu besiegen, aber in Ihrem Fall kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Weshalb nicht?« fragte Kara nach einer Weile des Nachdenkens.

Der Superintendent hatte bisher am Fenster gestanden und drehte sich um. »Weil ich John Sinclair nicht erreichen kann. Das gleiche gilt

für seinen Freund Suko.«

Jetzt war Kara überrascht. »Wieso?« fragte sie. »Sind die beiden verschwunden?«

»Ja und nein. Es geht um einen Fall, der sie nach Tanger geführt hat, und ich bin momentan nicht in der Lage, auch nur zwei Worte mit ihnen zu wechseln. Ein Telefonanruf ihrerseits ist längst überfällig, wie ich feststellen mußte…«

»Demnach machen Sie sich Sorgen um ihre besten Männer.«

Sir James nickte. »So ist es.«

»Kann ich helfen?«

Der Superintendent lachte. »Schön wäre es, aber das ist wohl nicht möglich. Der Fall, den Sie mir vorgetragen haben und die Sache, mit der John Sinclair zu tun hat, berühren sich nicht. Wenn das eintrifft, was Sie befürchten, Kara, sollten Sie meiner Ansicht nach lieber bei Ihrem Fall bleiben.«

»Das werde ich auch. Ich wollte Sie dabei nur gewarnt haben, Sir James. Wenn John Sinclair kommt, unterrichten Sie ihn bitte von meinem Besuch. Es wäre gut, wenn er Bescheid weiß.«

»Natürlich, das ist klar…«

Kara spürte, daß der Superintendent noch etwas auf dem Herzen hatte und fragte danach.

Sir James nickte. »Da ist in der Tat noch etwas. Ich bin in großer Sorge um John Sinclair.«

»Und weshalb?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Weil er überfällig ist. Natürlich gilt das gleiche auch für Suko. Von beiden habe ich bisher kein Lebenszeichen erhalten.«

Auch Karas Gesicht drückte Sorge aus. »Es ist gar nicht seine Art«, erklärte sie.

»Das meine ich auch. Und deshalb sollten wir wirklich vorsichtig zu Werke gehen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich will noch keine offiziellen Nachforschungen anstellen. Dabei hatte ich an Sie und Myxin gedacht. Unter Umständen wäre es Ihnen möglich, nach Tanger zu reisen, aber wie ich die Lage jetzt sehe, haben Sie genügend eigene Probleme.«

»Wenn jemand Hilfe braucht, bin ich immer bereit«, erklärte die Schöne aus dem Totenreich. »Aber sagen Sie mir, um was es sich handelt, damit ich entsprechend…«

»Sein und Sukos Fall geht auch tief«, erwiderte Sir James. »Er hängt mit der Großen Mutter zusammen, wenn Sie verstehen.«

»Reden Sie weiter, bitte!«

Sir James war ein Mann der knappen Sätze. Er berichtete in Stichworten, was sich ereignet hatte. Der Club International kam in

seinem Bericht vor und die Zombies aus dem Höllenfeuer, die voll und ganz auf der Seite ihrer Herrin standen.

Kara hörte sehr aufmerksam zu, und als Sir James seinen Bericht beendet hatte, nickte sie einige Male. »Es ist natürlich schwer, eine Verbindung zu ziehen«, gab sie zu. »Dennoch glaube ich daran, daß es zwischen meinem und dem Fall des Geister Jägers durchaus eine Verbindung gibt.«

»Inwiefern?«

»Ich habe Ihnen von der großen Auseinandersetzung berichtet, die sich anbahnt. Die Kräfte aus Atlantis wollen endlich die Hölle besiegen. Bisher war alles nur Vorgeplänkel. Ich möchte es einmal als Rache der Großen Alten bezeichnen. Und um Sie zu erfüllen…«

Sir James hob die Hand. »Es ist sonst nicht meine Art, jemand zu unterbrechen. Hier möchte ich es einmal tun. Wieso sprechen Sie von einer Rache der Großen Alten. Für was wollen sie sich rächen?«

»Für ein Ereignis, das sehr tief in der Vergangenheit liegt«, erklärte Kara, sah den auffordernden Blick des Superintendenten und wurde konkreter. »Im Prinzip geht es um den Schwarzen Tod. Sie wissen, daß er durch das Geheimnis der drei goldenen Skelette, durch den Würfel des Unheils und durch die Macht der Großen Alten erschaffen worden ist.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

»Der Schwarze Tod hat auch lange auf ihrer Seite gestanden, obwohl bei seiner Erschaffung die Horror-Reiter erschienen sind, um ihn an die Hölle zu binden.«

»Ist mir auch bekannt.«

»Dann ist es ganz einfach, Sir. Die Hölle hat es später geschafft, den Schwarzen Tod auf ihre Seite zu ziehen. Er wurde ein Abtrünniger und erlangte zur Blütezeit des Kontinents Atlantis eine große Macht. Das haben die Großen Alten der Hölle nie verziehen. Sie haben jahrelang auf ihre Rache gewartet, immer wieder einen Anlauf versucht und erst jetzt erkannt, daß die Zeit günstig für sie war.«

»Darum dreht es sich also«, wunderte sich Sir James.

»Ja, das war praktisch das Prinzip oder das auslösende Moment. Seit dieser Zeit besteht diese Todfeindschaft zwischen den beiden mächtigen Gruppen. Bisher hat keine einen Sieg errungen. Das aber soll sich ändern. Die Großen Alten stehen bereit, die Hölle hat sich ebenfalls auf ihre Kräfte besonnen und sich zusammengeschlossen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Sir.«

Der Superintendent nickte. »Eigentlich reicht das schon.«

»Das meine ich auch.«

»Zur Hölle gehört die Große Mutter«, murmelte Sir James. »Wenn ich es richtig sehe, wird sie auch gegen die Großen Alten vorgehen. Und dieses Pärchen, das John und Suko gejagt hat, stand in Diensten der

Großen Mutter. Ich beginne allmählich damit, die Fäden zu entwirren.«

»Würden Sie mich auch einweihen?« fragte Kara.

»Natürlich, hören Sie zu…«

***

Ein Donnerschlag, so laut und brüllend, als würde eine Welt aus den Fugen gerissen, erschütterte die Schwärze, ließ sie zittern wie Gummi, und die kurz darauf folgenden Blitze spalteten sie in mehrere Teile.

Die fühl- und faßbare Finsternis blieb in dieser Lage, so daß sie an verschiedenen Stellen aufklaffte wie von gewaltigen Klammern gehalten. Dies alles geschah in einer gewaltigen Dimension, mit irdischen Maßstäben nicht zu vergleichen. Was nah aussah, war in Wirklichkeit fern. Was so fern wirkte, war nah.

Hier spielte die Magie die entscheidende Rolle, und die Magie war es auch, die mitgeholfen hatte, die schwarze Umgebung zu zerreißen.

Aus den Lücken in der Schwärze fuhren Blitze. Sie waren sehr breit und erinnerten an Greifarme, die einen Zickzackkurs eingeschlagen hatten.

Bizarre Muster erhellten diese Welt und rissen etwas aus der Finsternis, das hier wie eine Insel stand.

Eine Enklave in einer kochenden, brodelnden Hölle. Umtanzt von grellen Blitzen, umhüllt von einer wolkenreichen Finsternis und umwabert von dicken Nebeln.

Es war ein Tisch.

Nicht so klein wie ein normaler. Wesentlich größer, und er paßte sich in seiner Form dieser Dimension an.

Vier Beine besaß der Tisch, um die Platte herum lief ein breiter, nach unten zeigender Rand.

Alles sah so aus wie bei einem normalen Tisch. Nur etwas, und dies war sehr entscheidend, hatte sich verändert.

Der Tisch bestand aus einem Material, das so bleich schimmerte wie Gebein, das lange in der Sonne gelegen hatte.

Tatsächlich handelte es sich auch um Gebeine, aus denen der Tisch »gezimmert« war.

Bleiche, stumpfe Knochen, nebeneinander- und zusammengelegt, so daß sie ein Rechteck bildeten. Auch die vier Beine bestanden aus bleichen Gebeinen. Zum Boden hin besaßen sie eine leichte Krümmung.

Der Tisch war nicht leer.

Eine Figur stand auf seiner Mitte. Obwohl sie nicht gerade groß war, sie hatte vielleicht die Höhe eines Männerarms, ging von ihr etwas Majestätisches aus. Schuld daran konnten auch die breiten Flügel sein, die von der Figur ausgefahren worden waren. Wer sie geschaffen

hatte, mußte ein wahrer Meister seines Fachs gewesen sein, denn Gesichtsfalten hatte er genau nachmodelliert, und sogar einzelne Haarsträhnen waren deutlich zu unterscheiden. Die Gestalt trug ein Gewand, das quer über ihren Körper hing und eine Schulter freiließ. Auch ein Gurt oder Gürtel war vorhanden. In ihm steckte die Scheide eines Schwertes. Der Griff ragte schräg hervor. Die Figur hatte einen Arm angewinkelt und die Hand auf den Griff gelegt, so daß sie dort wie verwachsen schien.

Die kleine Figur, von den Händen eines Meisters geformt, sah aus wie ein Engel.

Und das sollte sie auch sein!

Blitz und Donner hatten sie und den aus Knochen bestehenden Tisch umhüllt. Nicht einmal hatte sie das Toben der Elemente aus ihrer starren Haltung gebracht. Sie blieb dort stehen, als hätte sie immer an diesem Fleck gestanden. Nichts rührte sich in ihren Zügen, die trotz der Starrheit wie lebendig wirkten und einem Betrachter das Gefühl geben konnten, die Figur würde nur schlafen.

Von der wattigen Finsternis wurde sie umschlossen. Aber die Finsternis besaß Lücken.

Sechs waren es insgesamt! Sie boten so viel Platz, daß sich jemand hindurchschieben konnte, ob es nun ein Zwerg oder ein gewaltiger Riese war.

Die Spalten wirkten wie Eingänge zu einer noch finsteren Welt als der, in der der Engel wartete.

Und tatsächlich schob sich etwas aus den Spalten hervor. Es war ein großer, baumstammdicker Gegenstand, der einen Kreisbogen schlug und fast den Tisch erreichte, bevor er zur Seite zuckte und in der Luft stehenblieb.

Der Gegenstand sah aus wie ein Spinnenbein…

Aus dem zweiten Spalt schob sich ebenfalls etwas hervor. Es spritzte dabei wie bei einem Springbrunnen. Eine flüssige, durchsichtige Masse, die in der Luft verglaste und ebenso über der Figur zur Ruhe kam wie das Spinnenbein.

Und es ging weiter. Aus der dritten Spalte fuhr ein glitschiges Etwas, das, als es sich in der Luft befand, zuckte und wie ein Tentakel schlug.

In der Tat war es der Arm eines Kraken. Auch er blieb in einer ähnlichen Haltung wie das Spinnenbein und das lange gebogene Stück Glas.

Plötzlich drang aus dem vierten Spalt etwas hervor, das man als Schatten bezeichnen konnte. Ein schwarzes, großes, flatterhaftes Gebilde, das Anstalten traf, über die Figur hinwegzufliegen, dann von einer Kraft erfaßt wurde und ebenfalls zur Ruhe kam.

Auch der fünfte Spalt blieb nicht frei. Aus ihm drang eine Hand.

Zunächst klein, dann immer größer werdend, so daß sie, als sie zur

Ruhe kam, wie eine aus Felsen gehauene Pranke wirkte.
Ein Dimensionsloch war noch frei. Aus ihm schob sich nichts hervor, und doch war etwas vorhanden. Ein Mensch hätte es sicherlich gespürt.
Es war das Grauen an sich. Ein namenloses Grauen, furchtbar anzufühlen, nicht sichtbar, aber dennoch vorhanden.
Und so genau hatte es sein sollen.
Sechs Dämonen, sechs Monstren aus anderen Welten, die einen Namen besaßen.
Die Großen Alten!
Niemand hatte sie bisher beobachtet. Sie waren allein, konnten jeder für sich kämpfen, doch sie hatten sich vorgenommen, zusammen vorzugehen.
Diesmal würden sie es schaffen.
Im alten Atlantis waren sie verehrt worden. Die Großen Alten gehörten zu den mächtigsten Götzen dieses Kontinents, zahlreiche Diener hatten an ihrer Seite gestanden. Die meisten von ihnen waren tot, vernichtet beim Untergang des Kontinents, während sich die Großen Alten hatten retten können. Es war ihnen gelungen, in andere Dimensionen zu fliehen, und sie hatten Besitz von einem gewaltigen Gebiet genommen.
Von der Leichenstadt!
In einer fernen Dimension schwebte sie, und die Großen Alten hatten dieses Land unter sich aufgeteilt. Jeder besaß ein Sechstel der Leichenstadt, und jeder hatte es verstanden, dieses Gebiet auszubauen.
Gegenseitig kamen sie sich nie ins Gehege, doch ihr Ziel war identisch: Die Zerstörung der Höllenfürsten und die Machtübernahme dieser Dimensionen der Finsternis.
Dabei waren sie schlau und gingen raffiniert vor. Sie schlugen nicht direkt zu, sondern hatten eine besondere Taktik angewandt, die der Satan und dessen Gefolge nicht durchschauen durfte.
In diesem Plan spielte die Figur eine entscheidende Rolle. Sie war der Joker im Spiel der Großen Alten, und sie bekam von ihnen den magischen und dämonischen Segen.
Jeder dieser Dämonen gab sein Scherflein hinzu, so daß die Figur von einer gewaltigen Kraft erfüllt war und sie allmählich größer und größer wurde…
An das Dröhnen des Motors hatte ich mich schon so weit gewöhnt, daß ich es gar nicht mehr hörte. Dafür vernahm ich die fremden Stimmen und hörte die mir unbekannten kehligen Laute, die von den Männern, kurz bevor sie den Wagen durchsuchten, ausgestoßen wurden.
Noch hatten sie die Ladefläche nicht erreicht. Ich riskierte es und drehte mich ein wenig zur Seite, so daß ich durch eine Lücke

zwischen den Säcken schielen konnte und plötzlich die Stimme des Halbbluts vernahm.

»Jetzt sitzen wir in der Scheiße, Partner. War doch keine so gute Idee, wie ich meine.«

»Warten wir es ab!« gab ich zurück.

»Junge, du hast Nerven«, erklärte sie mir. »Alle Achtung, wirkliche Nerven, das muß man dir lassen.«

»Und du sei ruhig.«

»Okay, Partner.« Noch einmal mußte sie etwas sagen. »Wenn sie uns kriegen, werden sie dir die Kehle durchschneiden. Mir aber wird es besser ergehen, ich bin eine Frau und werde wahrscheinlich im Luxus-Bordell irgendeines Scheichs verschwinden, wo ich ein Leben im goldenen Käfig führen kann. Ich denke hin und wieder an dich.«

»Wie schön.«

Danach war Leila wirklich still, so daß ich mich auf die Geräusche konzentrieren konnte.

Mir fiel eine helle Stimme auf. Zunächst glaubte ich, daß sie einer Frau gehörte, bis ich Sekunden später den Irrtum erkannte und feststellen mußte, daß es sich um die Stimme eines Jungen handelte.

Vielleicht befand er sich in der Pubertät oder im Stimmbruch, denn durch die hellen Töne klangen auch tiefere mit. Dem Klang der Stimme nach zu urteilen, beschwerte er sich über diese Behandlung und schrie sogar wütend auf. Was dabei mit ihm geschehen war, wußte ich nicht.

Jedenfalls mußte man ihn sehr hart angefaßt haben.

Ich vernahm auch einen klatschenden Schlag. Die Männer kannten kein Pardon.

Ich konnte mir die Reaktion nur so erklären, daß es der Junge gewesen sein mußte, der den Wagen gefahren hatte. So etwas kam auch nur im Orient vor.

Heftige Tritte klangen auf. Rechts und links des Wagens hörte ich sie.

Als sie verstummten, hatte ich für einen kurzen Moment das Gefühl, alles wäre vorbei.

Ein Irrtum. Es fing erst an. Hinter mir, wo sich das Ende der Ladefläche befand, vernahm ich ein quietschendes Geräusch. Die Halterung der Klappe wurde gelöst. Sie fiel nach unten, und ich vernahm die Stimmen zweier Männer, die sich an der Rückseite des Wagens aufhielten.

Ich wagte kaum auszuatmen. Wenn sie die Ladefläche betraten und die Säcke zur Seite rückten, war alles vorbei.

Das taten sie nicht, obwohl sie die Ladung kontrollierten. Mit irgendwelchen Gegenständen schlugen sie auf die Säcke. Ich hörte die dumpfen Geräusche und zuckte auch jedesmal zusammen.

So klein wie möglich hatte ich mich gemacht. Lag auf der Seite und

hatte die Beine angezogen, wobei es mich Mühe kostete, keinen Laut der Überraschung auszustoßen, als ein Schlag genau den Sack traf, der über mir seinen Platz gefunden hatte.

Mehrere Treffer bekam er mit. Sie wurden auch kommentiert, das allerdings war alles. Dafür vernahm ich wieder die Stimme des Fahrers, Sie klang hoch und schrill. Der junge Mann beschwerte sich heftig über die Reaktion, und er schaffte es tatsächlich, die Suchenden von der Ladeklappe des Wagens wegzubekommen.

Ich hörte noch ein paar gemurmelte Flüche und danach Schritte, die sich entfernten.

Hatten wir gewonnen?

Mein Herz jedenfalls ging davon aus, denn sein Schlag beruhigte sich zusehends.

Noch konnten wir nicht fahren, denn die Männer palaverten weiter in Höhe des Führerhauses. Hart wurde eine Tür zugeschlagen.

Der dabei entstehende Druck pflanzte sich durch den gesamten Wagen fort, und einige Atemzüge später orgelte der Motor wieder in höheren Drehbereichen und wurde gleichzeitig lauter.

Es ging also weiter.

Mir fiel der berühmte Stein vom Herzen. Leila würde es sicherlich nicht anders ergehen, und über sie mußte ich einfach nachdenken.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß man uns ohne Grund gejagt hatte. Da mußte ein Motiv vorhanden sein.

Hatte ich es den Einheimischen gegeben? Wohl kaum. Zurück blieb nur Leila. Sie mußte etwas verbrochen haben, das in den Augen der Menschen eine Todsünde war.

Womöglich einen Mord!

Und das genau verabscheute ich. Ich hatte zugesehen, keinen der Verfolger umzubringen, Leila kannte da nicht so viele Rücksicht.

Aus ihrer Sicht verständlich, wenn ich daran dachte, wem sie eigentlich diente und daß sie sich in London sogar mit lebenden Toten umgeben hatte.

So eine Frau war nun meine Partnerin!

Ich hatte sie mir beileibe nicht ausgesucht, aber ich konnte an der Tatsache auch nichts ändern. Die Not hatte uns gewissermaßen zusammengeschweißt.

Ein heftiges Schütteln durchlief den Wagen. So hart und überraschend, daß ich für einen Moment das Gefühl hatte, die gesamte Karre würde auseinanderfallen.

Sie hatte all die Jahre gehalten und hielt weiter, auch wenn sie schnaufte, sich schüttelte und bockte wie ein störrischer Esel. Dem Fahrer gelang es trotz allem, den Lastwagen unter Kontrolle zu bekommen und auch zu starten.

Die Gefahr blieb hinter uns zurück, und mir polterte abermals ein

Stein vom Herzen.
Noch blieb ich still liegen. Ich wußte nicht, ob irgendwelche Typen neben dem Wagen herliefen und darauf warteten, daß wir unter den Säcken hervorkrochen.
Zum Glück waren sie so schwer gefüllt, daß sie sich auch bei größter Kraftanstrengung nur sehr schwerfällig bewegten und erst in einer scharf gefahrenen Kurve zur Seite rutschten, so daß auch ich mit den Füßen und dem Unterkörper freilag.
Der Lärm des Motors war ziemlich laut. Er übertönte fast die Stimme des Halbbluts. Erst als Leila meinen Namen zum zweitenmal rief, verstand ich sie.
»Hallo, Sinclair! Wie fühlst du dich?«
»Besser als vorhin.«
Sie stieß wieder das für sie so typische Lachen aus. »Ich auch. Denen haben wir es gegeben, wie?«
»Wir haben Glück gehabt, das ist alles.«
»Das gehört natürlich auch dazu.«
Ich schob den Sack, der auf meinem Oberkörper seinen Platz gefunden hatte, wieder anders hin, denn der Druck auf meiner Brust war langsam nicht mehr zu ertragen.
»Warte, ich komme zu dir, Partner.«
»Nein, nein!« wehrte ich ab. »Laß es mal bleiben. Wir müssen erst abwarten.«
»Ach, da ist doch keiner mehr.«
»Trotzdem.«
»Okay, wie du willst, Bulle.«
Zum Glück schwieg Leila in den nächsten Minuten, und ich konnte mich aufs Fahren konzentrieren. Die Straßen in der Altstadt waren schlecht, hinzu kam noch die Beschaffenheit des Wagens, so daß wir jedes Schlagloch und jeden Stoß doppelt spürten.
Mein Magen begann damit, allmählich Purzelbäume zu schlagen.
Ich war eine solche Fahrerei nicht gewohnt und glaubte mittlerweile auch, daß die unmittelbare Gefahr hinter uns lag. Deshalb drückte ich den Sack zur Seite und richtete mich auf.
Die gleiche Idee hatte Leila auch gehabt. Gerade als sie hochkam, fuhren wir durch den Lichtschein einer Laterne, der unsere Gesichter streifte, und ich konnte Leila ziemlich deutlich erkennen.
Sie lächelte mich breit an. Ihre weißen Zähne blitzten, die Perlen an den Haarschnüren klirrten gegeneinander, und das Oberteil ihres leicht angeschmutzten Hosenanzugs klaffte so weit auf, daß ich die Ansätze ihrer Brüste erkennen konnte.
»Gewonnen?« fragte sie.
»Noch nicht.«
Sie schaute sich auf der Ladefläche um, ich tat das gleiche. Wir

fuhren noch immer durch die Altstadt von Tanger. Ich sah die schmutzigen Häuserfronten, die irgendwann einmal weiß gewesen waren, jetzt allerdings lange Dreckstreifen zeigten, die nur mehr von den Fensterhöhlen durchbrochen wurden.

Wer immer den Wagen lenkte, seinen Führerschein hatte er wohl im Versandhaus bekommen, denn er fuhr lebensgefährlich. In dem Tempo hätte ich mich nicht getraut, durch die schmalen Gassen zu rasen.

Manchmal hatten wir Glück, nicht an den Hauswänden entlangzuschrammen oder einen Außenspiegel abzubrechen.

Der Wagen zog eine blauschwarze Auspuffahne hinter sich her.

Die dicken Wolken trieben nicht nur weg, auch in die Höhe und quollen uns sogar zum Teil entgegen.

Ich wischte mir die Sicht frei und schaute auf Leila, die noch immer lächelte.

»Was macht Sie so fröhlich?« fragte ich.

»Die Umstände.«

»Da kann ich mir etwas Besseres vorstellen.«

»Ich auch«, gab sie zu. »Aber ich bin Fatalist geworden. Machen wir das Beste aus der Sache.« Sie schaute sich im Sitzen um.

»Und das wäre Ihrer Meinung nach?«

»Abspringen.«

Wo sie recht hatte, da hatte sie recht. Es würde uns wirklich nichts anderes übrigbleiben, als die Ladefläche auf diese Art und Weise zu verlassen.

Nur fanden wir keinen Spalt zwischen den Hauswänden. Wenn wir an der Seite absprangen, würden wir zerquetscht werden. Uns blieb nur die Rückseite des Lkw.

Stehen konnten wir nicht. Der Wagen schwankte bei seiner fast höllischen Fahrt durch die schmale Gasse, und nichts wies daraufhin, daß sein Fahrer das Tempo verminderte.

Wir wandten uns der Rückseite des Gefährts zu. Auf allen vieren mußten wir kriechen.

Leila hielt sich dicht neben mir. Das Gewehr hatte sie umgehängt.

»Ist wie ein großes Abenteuer, nicht?«

»Sagen Sie nur nicht Kino. Denn wie ein Leinwandheld komme ich mir nicht vor.«

»Sie sehen auch nicht aus wie Indianer Jones. Ihnen fehlt nämlich der schöne Hut.«

»Den werde ich mir auch nicht zulegen.«

Danach versiegte unser Gespräch. Wir befanden uns dicht am Rand und schauten nicht nur in die blauschwarzen Abgaswolken, sondern auch auf die rasch unter uns hinwegeilende Erde, die sehr trocken war, so daß die Reifen zusätzlich Staubwolken aufwirbelten, die sich mit den Abgasschwaden vermischten.

Leila und ich hielten uns an den Rändern der Ladeklappe fest, um uns abzustützen.
Sie schaute mich an. »Ich springe jetzt!«
»Soll ich Ihnen Ratschläge geben, wie Sie…?«
»Danke, nicht nötig.«
Und da geschah es. Ohne die Geschwindigkeit merklich zu verringern, riß der uns noch unbekannte Fahrer den Wagen in eine scharfe Rechtskurve, so daß wir nach links geschleudert wurden.
Leila stärker als ich. Sie prallte gegen mich und begann zu fluchen.
Mit unserer Absicht, den Wagen springend zu verlassen, war es vorerst einmal vorbei.
Übereinander waren wir gepurzelt. Ich spürte ihre Hände an meiner Schulter und hörte sie auch schimpfen. »Verdammt, der hat das genau gewußt.«
Da war ich anderer Ansicht, behielt sie für mich und stellte nur fest, daß wir nicht mehr nur direkt geradeaus fuhren, sondern auf einem abfallenden Weg in die Tiefe glitten.
Gleichzeitig hörten wir den Klang einer schrillen Hupe. Das Echo war noch lauter und wetterte zwischen den kahlen Wänden, die uns umgaben.
Wir konnten beide nichts anderes tun, als weiterhin auf dem Wagen zu hocken und uns anzuschauen.
»Das verstehe ich nicht!« rief Leila.
Ich verstand es auch nicht, glaubte aber, daß wir mittlerweile das Ziel der Fahrt erreicht hatten.
In der Tat war dies der Fall, denn auf einmal veränderte sich die Umgebung. Für einen Moment wurde sie noch dunkler, danach heller, aber es war künstliches Licht. Die Lampe hing an der Decke.
Ich wollte Leila noch ermahnen, sich festzuhalten, als mir die Worte durch den plötzlichen Bremsvorgang von den Lippen gerissen wurden.
Unser geheimnisvoller Fahrer hatte so hart das Bremspedal nach unten gedrückt, daß wir den Schwung nicht ausgleichen konnten und durcheinanderflogen, wobei wir zum Glück auf der Ladefläche blieben und nicht über den Rand hinwegpurzelten.
Geschafft?
»Vom Regen in die Traufe«, murmelte Leila, wobei sie wahrscheinlich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Wenn wir uns tatsächlich am Ziel befanden, würde der Wagen auch bald abgeladen, und dann mußten wir von der Ladefläche verschwunden sein.
Auch Leila hatte so gedacht. Sie schwang sich geschmeidig über die seitliche Ladeklappe hinweg und war meinen Blicken sehr schnell entschwunden.
Das gefiel mir nicht. Ich wollte auch vom Wagen herunter und hörte schon ihre Stimme.

»Bleib ganz ruhig, Freundchen, und heb die Hände ganz hoch. Okay?«

»Ja, ja, aber ich…«

»Kein aber, Junge. Hier diktiere ich. Wenn ich abdrücke, bleibt von dir nicht viel übrig.«

Sie war jetzt wieder dieses gefährliche Weib, das keine Rücksicht kannte und für das ein Menschenleben nichts galt. Ich mußte schnell eingreifen, denn der Fahrer hatte uns, ohne es eigentlich zu wollen, das Leben gerettet. Deshalb durfte ich auf keinen Fall riskieren, daß Leila durchdrehte und ihre Wut an ihm ausließ.

Ich sah sie mit dem Gewehr im Anschlag. Die Mündung hatte sie gegen den Hals des Fahrers gepreßt, der sich rücklings gegen die Autotür preßte und die Augen angstvoll aufgerissen hatte.

Nach einem ersten Rundblick hatte ich festgestellt, daß wir uns in einer Tiefgarage befanden, in der noch mehr Wagen parkten. Das interessierte mich im Moment nicht, denn der Fahrer war für mich wichtiger.

»Laß ihn«, sagte ich zu Leila.

Sie nahm das Gewehr nicht weg. »Und wenn er uns verrät?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das wird er nicht tun.«

»Das hätte ich auch schon vorher machen können«, erklärte der Junge in einem holprigen Französisch. »Ich habe euch nämlich gesehen, als ihr auf die Ladefläche geklettert seid.«

»Und warum hast du es nicht verhindert?« Leilas Stimme klang scharf.

Sie traute keinem Menschen mehr. Ich sah es anders und faßte sie an der Schulter.

»Geh zur Seite.«

Plötzlich stand Haß in ihrem Blick, als sie mich ansah. Dann nickte sie und kam meiner Aufforderung nach.

Der Fahrer atmete auf. Wir standen praktisch im letzten Lichtschein der Lampe und schauten uns an. Allmählich entspannten sich die jungen Züge in seinem Gesicht. Er war tatsächlich noch nicht alt. Ich schätzte ihn auf 14 Jahre. Auf dem Kopf trug er eine Schiebermütze, unter der dichtes, blauschwarzes Haar hervorquoll.

Aus seinen großen, dunklen Augen verschwand allmählich die Angst, und als er mein Lächeln sah, da lächelte er auch.

Wir mochten uns.

Eine braune Jacke, die ihm viel zu groß war, trug er ebenfalls, außerdem eine alte ausgebeulte Hose. Die Schuhe zeigten noch die spitze Form, wie sie vor 20 Jahren modern gewesen war.

Dieser junge Mann gehörte zu den Personen, wie man sie überall in den großen Städten fand. Es waren junge Menschen, die auf der Straße ihr Elternhaus gefunden hatten und sehr früh lernten, sich

durchs Leben zu schlagen. Dabei reagierten sie im jugendlichen Alter schon so wie manche Erwachsene. Eine Folge der harten Lehre.

»Wie heißt du?« fragte ich ihn.

»Ali.«

»Okay, Ali. Ich bin John und das ist Leila.« Ich deutete auf das Halbblut. »Du darfst es ihr nicht übelnehmen, daß sie etwas überspitzt reagiert hat. Aber wir haben einiges hinter uns.«

»Kann sein.«

»Ich möchte mich auch bei dir dafür bedanken, daß du uns das Leben gerettet hast. Ohne deine Hilfe wären wir verloren gewesen, das kannst du mir glauben.«

»Möglich.«

»Weshalb hast du uns nicht verraten?«

»Weil ich die Männer kannte.«

»Wer waren sie?«

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. »Killer, Banditen, Gangster!« zischte er. »Sie haben meine Eltern auf dem Gewissen, seit sie eines Nachts kamen und unser Haus ansteckten. Mein Vater hatte sich mit ihnen angelegt. Er wollte mit ihnen nicht zusammenarbeiten.«

»Was war dein Vater?«

»Diplomat. Sie wollten ihn erpressen. Beide Eltern sind verbrannt. Ich konnte fliehen und untertauchen. Ein Jahr habe ich mich jetzt mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen…«

»Und du weißt genau, wer dahintersteckt?«

»Natürlich«, erklärte er. »Das war El-Sudat, der König von Tanger. Er ist der Mann, der alle regiert, auf ihn hört die Unterwelt. Und er hat euch auch gejagt, denn es waren seine Leute. Ich habe einige von ihnen erkannt. Was habt ihr getan?«

»Nichts.«

»Wieso? Nicht ohne Grund…«

»Laß dich nicht von ihm ausfragen, Sinclair«, mischte sich Leila ein.

»Das haben wir nicht nötig.«

Der junge Mann namens Ali blickte Leila schräg an. »Dann warst du die Gesuchte?«

»Kann sein.«

»Was hast du getan?« fragte ich.

»Mich nur gewehrt!« erklärte sie und schloß danach die Lippen, für mich ein Zeichen, daß sie nichts mehr sagen würde.

Ich ließ sie und wandte mich unserem jungen Lebensretter zu.

»So, Ali, jetzt mal raus mit der Sprache. Du hast hier einiges geladen, und wir befinden uns in einer Tiefgarage. Ist das auch dein ursprüngliches Ziel gewesen?«

»Das war es.«

»Was hast du nun weiter vor?«

»Ich soll abladen. In den Säcken befindet sich Hirse. Die Garage hier gehört zu einem Lokal, das über ihr liegt. Ich mußte Proviant für die Leute besorgen.«

»Was ist das für ein Lokal?«

»Eine Bar mit Bauchtanz.« Ali grinste und zeigte auf Leila. »Sie würde gut passen.«

»Und durch die Bar kommt man nach draußen?« fragte ich, ohne auf seine Bemerkung einzugehen.

»Klar.«

»Gehen wir doch«, sagte Leila.

Sie wollte sich schon in Bewegung setzen, doch Alis Stimme hielt sie auf. »Das würde ich nicht machen, Schätzchen. Die Bar gehört auch zu El-Sudats Bereich. Wenn der und seine Leute jemanden jagen, spricht sich das blitzschnell herum. Jeder hier in der Altstadt wird eure Beschreibungen inzwischen haben. Meist ist es so, daß El-Sudat eine Kopfprämie aussetzt. Geld hat er ja genug.«

»Der Junge blufft«, sagte Leila.

Ich schüttelte den Kopf. »Glaube ich nicht. Wir haben ja erlebt, wie die Häscher sich zusammenballten. Ich traue ihm.« Mit einer Kopfdrehung wandte ich mich an Ali. »Wie geht es sonst noch weiter?«

Ali hob die Schultern und schaute uns entwaffnend lächelnd an.

»Da gibt es nur eins, ihr müßt euch verstecken.«

Der Ratschlag war gut. Frage sich nur, wo wir unseren Platz finden konnten. Leila blickte sich schon um, und Ali verstand diese Geste. »Ja, hier unten seid ihr ziemlich sicher. Ich glaube kaum, daß sie die Tiefgarage durchsuchen werden. Die Gassen sind jetzt viel zu gefährlich für euch, das laßt euch gesagt sein.«

Leila verzog nach kurzem Überlegen das Gesicht. »Verdammt noch mal, es paßt mir nicht«, erklärte sie. »Es paßt mir überhaupt nicht, daß wir in dieser miefigen Höhle den Rest der Nacht verbringen müssen.«

»Ihr könnt ja auch in El-Sudats Kerker gehen. Das ist etwas ganz Besonderes. Der foltert noch wie früher. Er hat sich…«

»Es reicht«, unterbrach ich den Jungen.

Ali grinste mich an. »Ist aber so. Wer El-Sudat zum Feind hat, kann in Tanger nicht überleben. Diese Bande hat tausend Ohren und Augen. Sie hören und sehen alles. El-Sudat ist fast allmächtig.«

»Allmächtiger als der Bai von Tanger?«

Mir war die Frage urplötzlich in den Sinn gekommen, zudem wollte ich herausfinden, ob der Junge etwas von ihm wußte. Ali trat einen Schritt zurück. »Was hast du da gesagt, John? Der Bai von Tanger?«

»Ja, kennst du ihn?«

»Ich hörte davon!« flüsterte er.

»Das ist gut. Vielleicht kannst du uns eine Auskunft geben. Aische konnte es nicht mehr.«

»Die kennt ihr auch?« Ali war baff. Er schaute mich an, dann Leila, und sein Gesicht erinnerte in diesem Moment an ein Fragezeichen, so daß ich lächeln mußte. Er hob langsam die. Hand, ließ die Finger über seine Wange gleiten, und hatte endlich die Worte gefunden, um eine nächste Frage zu stellen.

»Wer seid ihr?«

»Wir suchen den Bai von Tanger.«

»Der ist tot!« rief Ali erschreckt.

»Nicht mehr«, erklärte ich. »Er und seine Reiter sind aus den Gräbern gestiegen, haben den Weg in eine andere Welt gesucht und ihn auch gefunden.«

»Dann waren sie bei Aische?«

Ich nickte. »Du kennst dich gut aus.«

Ali deutete auf seine Brust. »Ich hatte ein Jahr Zeit, mich hier umzuschauen. Nichts ist mir unbekannt.«

Der letzte Satz interessierte mich besonders, denn er hatte mich auf eine Idee gebracht. »Wenn du Tanger so gut kennst und du nichts zu tun hast, würdest du uns dann führen?«

Ali lächelte erstaunt. »Ich soll… also, ich soll …«

»Ja, du sollst an unserer Seite bleiben, mein Lieber. Natürlich nur, wenn du Lust hast.«

Er holte tief Luft. Seine Gedanken mußten sicherlich Purzelbäume schlagen, und der junge Mann vor uns geriet sogar ins Schwitzen.

»Ich weiß nicht so recht«, murmelte er. »Verdammt, ich meine, es ist überraschend.«

»Oder fürchtest du dich?« fragte ich.

»Vor wem?«

»Der Bai ist nicht gerade harmlos.«

»Wenn er wirklich zurückgekommen ist, wie es die alten Geschichten immer behaupten, dann müßte man ihn gesehen haben, wie ich meine. Aber das habe ich nicht.«

»Er ist in einer anderen Welt verschwunden.«

»Bei Aische?«

»Genau.«

Ali schabte über den Stoff seiner Mütze und drückte sie noch tiefer in die Stirn. Sein Mund bewegte sich, ohne daß Worte über die Lippen flossen.

Ich fing Leilas Blick auf. Am Ausdruck ihrer Augen erkannte ich, daß sie mich für verrückt hielt. Sie hätte sich auf so etwas nie eingelassen, das war ihr anzusehen. Ich aber dachte praktischer. So jung dieser Junge auch war, in der Stadt konnte er uns eine große Hilfe sein. Deshalb streckte ich ihm die Hand entgegen. »Schlägst du ein, Ali?«

fragte ich ihn.

Er schaute für einen Moment auf meine Finger. In seinem Gesicht zuckte die Haut an den Wangen. Noch traute er sich nicht. Schließlich hob er die Schultern.

»Bon, Monsieur, ich bin dabei!« Fest umschloß seine Hand die meine, und mein Lächeln strahlte Ehrlichkeit aus. Nur Leila paßte es nicht. Als der Junge dabei war, die Säcke abzuladen, kam sie zu mir und flüsterte:

»Wenn das mal gutgeht, Sinclair. Wenn das mal gutgeht…«

***

Für Suko und seinen Partner Claude Renard war es eine Folter, obwohl man ihnen körperlich nichts zuleide getan hatte. Sie waren beide gefangengenommen und in eine Welt geschleppt worden, die für sie als Menschen das absolut Fremde und Grauenhafte bedeutete. Ob es Tag war oder Nacht, das alles spielte in dieser Welt keine Rolle. Die Kälte, die Wärme, nichts existierte, alles war gleich und auch das Licht.

Die Welt der grauen Schatten.

Alles um sie herum war in dunkelgraue Schatten gehüllt. Sie fingen sie ein wie ein Gespinst, und dieses Schattenlicht mußte die Kraft besitzen, Herr über ihre Sinne zu werden.

Bewegen konnten sich die beiden nicht. Ihre Glieder waren wie mit Blei gefüllt, und sie lagen an einem Ort, der eine heiße Angst in einem Menschen hochschießen lassen konnte.

Es waren zwei Astgabeln.

Nachdem Suko und Claude von dem Bai und dessen Reitern überwältigt worden waren, hatten diese Wesen sie durch das Tor in die andere Welt geschleppt, wo sich die geheimnisvolle Hängebrücke befand, die beide Dimensionen miteinander verband.

Wehrlos hatten Suko und Claude auf den Reittieren gelegen, waren in die dunkelgrauen Felsen geritten und auf zwei starken Astgabeln niedergelegt worden, die sich aus den harten, aber kahlen Zweigen der Bäume bildeten. Diese Gewächse standen dicht an einem bodenlosen Abgrund. Schief waren die Bäume gewachsen, und zwar so schräg, daß ihre langen Arme sich wie knorrige, verdorrte Finger über den Abgrund streckten, so daß die beiden Männer jeden Moment das Gefühl haben konnten, aus ihren Plätzen zu rutschen und in die Tiefe zu fallen.

Bisher hatte sich dieser Alptraum nicht erfüllt. Noch lagen sie still und warteten ab.

Am schlimmsten war für Suko der Psycho-Terror gewesen, dem man ihn ausgesetzt hatte.

In dieser Welt, und genau dort, wo sich die Brücke befand, war

plötzlich ein Licht erschienen. Sehr hell, sehr klar und nur dort zu erkennen, wo sich der Anfang der Brücke befand.

Innerhalb des Lichtscheins war eine Gestalt erschienen. Ein Mann, den Suko sehr gut kannte, denn er war sein bester Freund.

John Sinclair!

Der Geisterjäger hatte es ebenfalls geschafft, diese unheimliche Welt zu betreten, aber es war ihm nicht mehr gelungen, Suko zu befreien, obwohl er sich sehr darum bemüht hatte.

John hatte sich sogar der Meute dieser Skelette gestellt und wie ein Wahnsinniger gegen sie gekämpft. Zu groß war dabei die Übermacht gewesen, und die Skelette hatten den Kampf des Geisterjägers durch ihren harten Einsatz beendet und John Sinclair zurückgeschlagen.

Er war erfolglos gewesen und hatte seine Welt wieder durch das Tor betreten können.

Für ihn also gab es noch Hoffnung, für Suko nicht. Er war und blieb ein Gefangener dieser schrecklichen Dimension. Auch ohne Stricke oder Fesseln.

Am schlimmsten für ihn war die absolute Leere. Er, ein Mensch mit Gefühlen, hatte sehr genau gespürt, daß er in einer Welt gefangen war, in der keinerlei Gefühle existierten. Hier gab es keine Liebe, keine Freunde, keine Herzlichkeit, nur die Kälte.

Es war nicht allein die Temperatur, diese Kälte kam von innen und umklammerte seine Seele, so daß es für Suko gleichzeitig zu einer psychischen Tortur wurde, hier zu liegen.

Da in dieser Welt keinerlei positive Werte existierten, konnten sich die anderen potenzieren und auch zu einem Ergebnis gelangen, das Suko als so schrecklich empfand.

Es war die Verlassenheit!

So schlimm, so groß, daß als eine zwangsläufige Folge davon die Depression kam.

Suko fühlte sich einsam wie nie zuvor in seinem Leben. In Wellen schlug die Depression in ihm hoch, und er spürte auch, wie es heiß in seiner Kehle aufstieg.

Es waren die Tränen, die sich einfach einen Weg suchten, um die Verlassenheit des Menschen auch nach außen hin zu dokumentieren. Suko hatte in seiner Heimat China eine harte Ausbildung hinter sich. Sein Körper war ebenso trainiert worden wie sein Geist.

Bisher hatte er sich all diesen Dingen durch seine innere Kraft entgegenstemmen können, das war nun nicht mehr der Fall. Zu groß war sein Dilemma geworden, und je mehr Zeit verging, um so größer wurde seine Mutlosigkeit.

Suko sah keine Chance mehr…

Er wußte auch nicht, ob Stunden, Minuten oder Tage vergangen waren. In dieser Welt gab es keine Zeit.

Sie war so kahl, so leer, so ohne Gefühl. Denn das mußte die Hölle sein, von der in vielen Religionen gesprochen wurde. Nicht das Feuer, das sich die Menschen in ihrer Fantasie ausgemalt hatten. Natürlich gab es das auch, aber das hier war schlimmer. Mit dieser Leere war, so paradox es Suko vorkam, Luzifers Welt gefüllt.

Nach langem Überlegen war er tatsächlich zu dem Entschluß gekommen, in diesem Bereich ein Gefangener zu sein.

Die gleichen Gefühle mußten auch seinen Partner quälen. Als Claude ihn ansprach, hörte er das Schluchzen aus seiner Stimme.

»Verdammt, wir kommen hier nicht weg.«

»Ja, das stimmt.«

»Und wie lange sollen wir noch warten?«

Suko schluckte, bevor er eine Antwort geben konnte. »Ich weiß es nicht. Zeit spielt hier keine Rolle.«

»Dann können wir eine Ewigkeit hier bleiben, wenn ich das so sehe«, flüsterte Claude.

»Darauf deutet einiges hin«, gab Suko zurück, obwohl ihm diese Antwort nicht leichtfiel.

»Du siehst also auch keine Chance?«

»Nein. Mein Freund hat es versucht…«

Claudes Lachen klang deprimierend. »Ja, ich habe es gesehen. Die Skelette waren stärker.«

»Leider.«

»Und wo befinden sie sich jetzt?«

»Ich habe sie nicht mehr gesehen«, erwiderte Suko. »Irgendwo im Grau dieser Welt werden sie sich verborgen gehalten haben.«

»Dann können sie wiederkommen.«

»Bestimmt.«

Claude sagte nichts mehr, auch Suko schwieg und gab sich ganz seinen deprimierenden Gefühlen hin. Er hatte nicht einmal große Angst, nur eben die Verlassenheit war es, die die Sache für ihn zu einem regelrechten Horror-Trip machte.

Er hatte seine Haltung nicht verändern können, weil ihm einfach die Kraft dazu fehlte. Irgendein Gift mußte sich in seinen Adern befinden.

Es hatte ihn so gelähmt, daß nur mehr seine Gedanken arbeiten konnten, was er als schlimm empfand.

Und so blieb beiden Männern nichts anderes übrig, als sich weiterhin in ihr Schicksal zu fügen.

Sie sprachen nicht mehr miteinander. Suko vernahm nur hin und wieder das Schluchzen seines Leidgenossen. Auch ihn überkamen in diesen Momenten die großen Depressionen, gegen die er sich ebenso wenig wehren konnte wie auch der Chinese.

Sie lagen beide in den Astgabeln dicht beieinander. Nur konnten sie sich nicht sehen, nur unterhalten und mußten mit ihrer schlimmen

Verlassenheit allein fertig werden.
Und doch tat sich etwas.
Suko, der hin und wieder in die bodenlose Tiefe schaute, sah dort etwas aufglühen.
Einen winzigen rötlichen Punkt! Er wußte genau, daß das Auftauchen des Punkts etwas mit ihm und seinem Schicksal zu tun hatte.
Würde sich vielleicht etwas ändern? Suko hoffte es stark, denn er wollte nicht noch länger das Gefühl dieser Verlassenheit spüren, das immer stärker wurde.
Auch in einer Welt wie dieser konnte nicht alles gleichbleiben, da mußte sich etwas tun, und in dem roten Punkt, der allmählich aus der Tiefe stieg, sah Suko ein erstes Anzeichen.
Auch Claude Renard hatte ihn bemerkt. Seine Stimme klang plötzlich anders, als er den Chinesen ansprach. Viel erwartungsvoller. »Das wird was sein!« flüsterte er. »Verdammt, ich erkenne eine rote Sonne. Suko, Mensch, vielleicht bekommen wir Hilfe.«
»Wäre schön«, erwiderte der Inspektor, obwohl er selbst nicht daran glaubte, aber er wollte seinem Mitgefangenen die Hoffnung nicht nehmen.
Und so blieb beiden nichts anderes übrig, als zu warten und zuzuschauen, wie sich der Punkt vergrößerte und tatsächlich zu einer kleinen kreisrunden Sonne heranwuchs.
Etwas empfand der beobachtende Suko schon als seltsam. Der Punkt, Kreis oder die Sonne leuchtete nur mehr in ihrem Innern.
Nach den Seiten hin strahlte sie nicht ab.
Und sie kam immer höher.
Suko konnte sie jetzt noch genauer sehen und erkannte gleichzeitig seinen Irrtum.
Es war kein Kreis, die andere Atmosphäre hatte ihm so etwas vorgegaukelt. Aus der Tiefe stieg ein alter Bekannter, und Suko bekam durch dessen Auftauchen seine Vermutung bestätigt, in einer Dimension gelandet zu sein, die man mit dem Begriff Hölle umschreiben konnte.
Genau das war es.
Die Hölle!
Und einer ihrer Herrscher drang aus der unheimlichen Tiefe allmählich in die Höhe.
Asmodis! Auch Teufel oder Satan genannt. Die meisten Menschen hielten ihn sogar für den absoluten Herrscher der Hölle und setzten ihn gleich mit Luzifer.
Das stimmte jedoch nicht, wie auch Suko inzwischen wußte.
Asmodis besaß, wenn er sich so zeigte wie jetzt, eine dreieckige Fratze, die in Höhe des Kinns spitz zulief. Sein Gesicht war

pechschwarz, zudem mit einem Film aus Fell bedeckt, und nur seine Augen stachen deutlich davon ab.

Sie glühten in einem düsteren, gefährlichen Rot, in dem das Höllenfeuer wie ein brodelnder Vulkan loderte.

Das also war der Kreis gewesen, denn aus der Entfernung hatte Suko das Gefühl gehabt, beide Augen wären zu einem zusammengewachsen.

Erst beim Näherkommen sah er die wahren Tatsachen.

Und er hörte das Lachen.

So höhnisch, so grell, so triumphierend und siegessicher konnte nur der Teufel lachen, wenn er sich vollkommen sicher fühlte, der große Sieger zu sein.

Sein Lachen schallte den beiden Männern entgegen. Von Suko wurde es relativ gelassen aufgenommen, er kannte dieses Geräusch, denn er hatte es schon oft genug zu hören bekommen.

Claude Renard aber drehte fast durch. Er hatte die Fratze so noch nie gesehen, und Suko hörte seine Stimme hallend durch die unheimliche Welt klingen. »Verdammt, das ist der Teufel!«

»Ja«, gab Suko zurück. »Das ist der Teufel. Du hast recht, mein Junge.«

»Dann sind wir in der Hölle…«

»Auch das!« Sukos Antwort ging jedoch in Claudes schaurigem Schreien unter, an dem sich der Teufel ergötzte. Genau das war es, was er immer haben wollte.

Die Angst der Menschen, um seine Freude erleben zu können. Ja, die Menschen sollten vor ihm zittern, dann war sein Ziel erreicht.

Claude und Suko schauten zu, wie Asmodis Fratze immer höher wanderte, so daß sie schon schaurige Einzelheiten erkennen konnten.

Darauf konnten sie verzichten, und Suko sagte: »Was willst du von uns, Asmodis?«

Meckernd klang ihnen das Lachen entgegen. »Ich will euch zunächst einmal anschauen und freue mich darüber, chancenlose Menschen in meiner Hand zu sehen.«

»Wieso in deiner Hand?« fragte Suko. »Noch liegen wir hier.«

Die Augen des Teufels begannen sich stärker zu drehen.

Wahrscheinlich spürte er eine innerliche Freude. »Wenn du es so siehst, hast du recht, Chinese. Aber ich sehe es anders. Mir gehört diese Welt, die ihr Menschen als Hölle bezeichnet. Ich allein bin ihr Herrscher, nicht wahr?«

»Das möchte ich einmal dahingestellt sein lassen«, erklärte Suko.

»Gibt es nicht noch Wesen, die über dir stehen?«

»Du denkst an Luzifer?«

»So ist es.«

»Ja, ich gebe zu, er ist der oberste. Aber ich habe mit ihm einen Pakt

geschlossen. Asmodis und Luzifer werden nie Feinde. Im Gegenteil, wir schließen uns noch enger zusammen, damit wir das große Ziel erreichen können. Die zurückliegende nahe Vergangenheit hätte dich lehren sollen, wie es um unseren Pakt bestellt ist. Luzifer, die Große Mutter und ich haben uns zusammengeschlossen. Es gibt keine einzelnen Attacken mehr. Wir werden gemeinsam zuschlagen, das solltest du wissen.«

»Ja, ihr habt starke Gegner.« Suko begann trotz seiner Lage zu lachen.

»Ich erinnere mich deutlich daran, wie ihr John Sinclair das Blut abnehmen wolltet. Fast hättet ihr es geschafft, aber da gab es jemand, der euch aufgehalten hat, nicht wahr.«

»Sehr richtig. Fast hätten wir ihn auch gehabt, aber so etwas wird nicht mehr geschehen. Gegen die geballte Kraft der ewigen Finsternis kommen auch Mächte wie die Großen Alten nicht an. Wir werden sie ausschalten, radikal vernichten, und wir haben bereits damit begonnen. Ein alter Fluch hat sich erfüllt. Der Bai ist wieder zurückgekehrt und hat den Weg in diese Welt gefunden. Er wird alles vorbereiten und die Hindernisse aus dem Weg schaffen, die noch weggeräumt werden müssen. Dann haben wir freie Bahn, und werden dies ausnutzen.«

»Was haben wir damit zu tun?« fragte Suko.

»Eigentlich nichts, das gebe ich zu. Ihr ward gewissermaßen eine Zugabe, die wir bekommen haben. Verstehst du? Ihr hättet euch in London aufhalten sollen, so aber geratet ihr in den Kreislauf hinein und werdet in ihm ersticken.«

»Meinst du auch John Sinclair damit?« fragte Suko.

»Natürlich.«

Der Inspektor lachte trotz seiner mißlichen Lage. »Ein Irrtum, Asmodis, ihn habt ihr nicht.«

»Aber wir werden ihn bekommen.«

»Das ist nicht gesagt…«

Der Teufel produzierte eine stinkende Schwefelwolke, die aus seinem Maul in die Höhe drang. »Natürlich ist das gesagt. John Sinclair ist ein Mensch, er hat Gefühle, sein Pech. Er kennt Begriffe wie Freundschaft und Liebe und wird es nie wagen, dich, Suko, im Stich zu lassen. Aus diesem Grunde bin ich sicher, daß er zurückkommen wird. Zurück in diese Welt, um dich zu holen. Ich mache ihm nicht gern ein Kompliment, aber Sinclair ist der Mensch, der es schafft, den Eingang zu überwinden. Wenn er hier ist, werden wir ihm den entsprechenden Empfang bereiten. Alles ist gut vorbereitet, er wird als das letzte Mosaiksteinchen in unseren Plan hineinpassen.«

»Und wer soll ihn vernichten?«

»Du vergißt völlig, daß der Bai von Tanger auf unserer Seite steht.

Nur meiner Magie hat er es zu verdanken, daß er sich aus dem kühlen Grab erheben und wieder die Welt betreten konnte. Der Bai ist unsere Speerspitze und wird die Gegner aus dem Weg räumen.«

Bisher hatte Claude Renard nichts gesagt. Nun aber meldete er sich.

»Das ist doch Wahnsinn!« schrie er. »Verrückt, einfach irre. Ich bin in einem Irren…«

»Du bist in der Hölle!« schrie der Teufel dagegen. »Und du wirst es gleich merken, wenn du nicht…«

»Sei ruhig, Claude!« mischte sich Suko ein. Er wußte, daß man den Teufel nur bis zu einer bestimmten Grenze reizen durfte. Wurde diese überschritten, drehte er durch.

Zum Glück hatte Claude begriffen und verstummte tatsächlich, so daß der Teufel weiterreden konnte. »Rechnest du dir noch immer eine Chance aus, Chinese?«

»Ich lebe.«

»Aber wie!« schrie Asmodis, »aber wie. Ich kann dich mit einem Fingerschnippen vernichten.«

»Und weshalb tust du es nicht?«

»Das ist ganz einfach. Ich will, daß du noch etwas von deinem Tod hast, Suko. Ja, du sollst ihn richtig erleben, und du sollst deine Hilflosigkeit merken, in der du gefangen bist. Zudem wirst du noch die kennenlernen, die sich auch mit in meinem Bunde befinden. Luzifer und die Große Mutter wollen dich noch sehen.«

»Darauf kann ich verzichten!«

Wieder bekam Asmodis einen Heiterkeitsausbruch. »Danach wirst du nicht gefragt, Chinese…« Er rollte noch einmal mit den Augen, so daß sie wie feurige Sonnen wirkten.

Einen Moment später öffnete er das Maul und produzierte eine stinkende Schwefelwolke, die seine Gestalt so stark einhüllte, daß von ihr nichts mehr zu sehen war.

Für eine Weile hielt sich die Wolke noch. Als sie verschwand, war auch von Asmodis nichts mehr zu sehen.

Obwohl Claude ein ziemliches Stück von Suko entfernt lag, hörte der Inspektor das Atmen seines Mitgefangenen. Der Besuch des Teufels hatte ihn ungemein mitgenommen, und er kam darüber kaum hinweg, wie seine Reaktion bewies.

»Ist es ein Traum gewesen?« hörte der Inspektor die flüsternde Stimme des Franzosen.

»Nein.«

»Verdammt, ich…« Claude schluchzte.

»Finde dich damit ab, daß du soeben denjenigen gesehen hast, den die Menschen als Teufel bezeichnen.«

»Das… das kann ich kaum glauben.«

»Es ist leider so. Auch den Teufel gibt es. Es gibt ihn wie die Hölle, in

der wir uns befinden.«

Claudes Lachen klang bitter. »Ich muß gerade daran denken, daß mir mal ein Freund gesagt hat, seine Ehe wäre die Hölle. Wenn er dieses hier erlebt hätte…«

»Jeder sieht die Hölle eben anders«, erwiderte Suko. »Aber das hier ist die wahre Hölle.«

Claude schwieg für eine Weile, bevor er behauptete: »Das kann ich noch immer nicht fassen. Es ist einfach für mich unmöglich, so etwas zu glauben. Als Kinder hat man uns immer davon erzählt, und jetzt erlebe ich es fast so. Nein, verdammt.«

Suko wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte. Hatte Claude recht?

Aus seiner Sicht bestimmt, aber auch er glaubte fest daran, nicht vor einem epochalen Ereignis Schwarzer Magie zu stehen. In dieser Welt hatten sich die Herrschenden gut vorbereitet. Sie wußten, daß es zu einem Kampf kommen würde, aber in einer anderen Welt würde man auch nicht schlafen. Suko wußte nicht allzu viel über die Großen Alten.

Er kannte deren Dimensionen nicht, wußte nur, daß sie in der geheimnisvollen Leichenstadt regierten und dieses Gebiet unter sich aufgeteilt hatten. Da herrschten und regierten sie, da konnten sie schalten und walten. Jetzt waren sie dabei, ihre Macht auszubreiten.

Ob ihnen das gelingen würde, war fraglich. Wer konnte schon das Urböse vom Thron stürzen?

Wohl kaum jemand.

»Und es gibt keinen, der uns helfen kann?« vernahm Suko die dünne Stimme des Franzosen.

»Wie es aussieht, nicht.«

»Wir selbst schaffen es auch nicht, wie?«

»Nein, kannst du dich bewegen?«

Claude ächzte. »Ich habe soeben versucht, einen Arm zu heben. Vergeblich.«

»Da siehst du es. Auch ich bin in der gleichen Lage. Von selbst erreichen wir nichts. Wir müssen uns schon auf die äußeren Kräfte verlassen, und vielleicht haben wir Glück.«

»Wenn wir uns in diesem Land schon nicht bewegen können«, sagte Claude, »wie soll es John Sinclair dann besser ergehen?«

»Das ist auch meine Befürchtung«, gab der Chinese zu. »Er wird es zumindest schwer haben.«

Über diese Antwort konnte Claude nachdenken. Das tat er auch, denn er schwieg.

Suko zermarterte sich das Hirn nach einem Ausweg. Seine Blicke blieben nie ruhig, sie versuchten, die Finsternis zu durchdringen, und er sah plötzlich die Bewegung.

Auf der Brücke tief und weit unter ihm war sie entstanden. Dort glühte ein etwas helleres Licht, so daß der Chinese einigermaßen deutlich die Gestalten erkennen konnte, die sich dort voranbewegten.

Es waren die reitenden Skelette.

Und der Bai führte sie an.

Mit ihm zusammen zählte der Chinese sieben Knochengestalten.

Alle sieben ritten in die entgegengesetzte Richtung, dem geheimnisvollen Tor zu, das sie in eine andere Welt und in eine andere Zeit möglicherweise brachte.

Sukos Denkapparat funktionierte. Und er dachte darüber nach, was es wohl bedeuten konnte, daß die Skelette diese Welt verließen.

Er erinnerte sich an die Worte des Teufels.

Asmodis wußte genau, daß sich John Sinclair noch in Freiheit befand.

Wahrscheinlich konnte er dies nicht überwinden. So etwas kratzte an seiner Ehre, und sicherlich hatte er die Skelette zusammen mit ihrem Anführer ausgeschickt, um den Geisterjäger zu holen.

Die Gedankengänge des Inspektors wurden unterbrochen, als er sah, wie die Knöchernen der Reihe nach in der Wand verschwanden und somit seinen Blicken entzogen waren.

Jetzt waren sie wieder allein.

Wirklich ganz allein?

»Verdammt, Suko, was ist das?« Claude hatte die Worte ausgesprochen. Ihm war das seltsame Rauschen in der Luft hoch über ihnen zuerst aufgefallen.

Jetzt verdrehte auch Suko die Augen.

Noch konnte er nichts erkennen, doch der Windhauch, der sein Gesicht streifte, bewies ihm, daß sich in der Dunkelheit über seinem Kopf etwas tat.

Dort mußte sich jemand befinden.

Aber wer?

»Verflucht, was kann das sein?«

Suko brauchte Claude Renard keine Antwort geben, die bekam der Franzose von der Person, die sich ihnen näherte und sich in der Dunkelheit als breit gefächerter Schatten abzeichnete.

Er wirkte im ersten Augenblick wie eine riesige Fledermaus, so daß selbst Suko erschrak.

Dann kam er näher, und der Inspektor stellte fest, daß aus dem Innern seines Körpers ein geheimnisvolles graues Leuchten an die Außenhaut flutete, so daß Suko die Gestalt gut erkennen konnte.

Er kannte sie.

Es war der Eiserne Engel!

Und plötzlich bekam Suko wieder Hoffnung…

***

Eine ähnliche Hoffnung erfüllte auch Leila und mich, denn wir waren völlig normal erwacht, ohne daß uns eine Gewehrmündung gekitzelt hätte. Unser neuer Freund Ali kannte nicht nur die Altstadt von Tanger sehr genau, ihm war auch jeder Winkel in der Tiefgarage bekannt, und so hatte er uns in eine Ecke geführt, die in wirklich guter Deckung lag.

Leider hatten wir auf dem Boden schlafen müssen. Dementsprechend schmutzig sahen wir auch aus und klopften zunächst unsere Kleidung aus, als wir aufstanden.

Ali war bereits wach, stand vor uns und schaute uns grinsend an.

»Tut mir ja leid, daß ich euch keinen Waschraum bieten kann, aber soweit sind wir noch nicht. Vielleicht in zehn Jahren.«

Ich winkte ab. »Das reicht uns auch so. Wir wollen ja nicht unbescheiden sein.«

»Das sagst du, Bulle. Ich denke da anders.« Leila hatte mich angesprochen und schaute mich dabei böse an.

Ali erschrak. »Du bist ein Bulle?« Sicherheitshalber trat er zwei Schritte zurück.

»Ja«, gab ich zu. »Ist das so schlimm?«

»Für mich schon.«

Leila begann zu lachen. »Da hörst du es, Sinclair. Es gibt noch mehr Leute, die keine Bullen mögen.«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich. Nur ist nicht jeder Polizist mit dem anderen zu vergleichen.« Mit diesen Worten hatte ich Ali angesprochen.

»Ich bin kein Landsmann von dir, sondern komme aus England.«

»Wo Scotland Yard liegt?«

»Genau.«

Ali rieb seine Hände. »Dann bist du ein Beamter von Scotland Yard, wie?«

»Richtig getippt.«

»Das finde ich gut. Ich habe schon einiges über euch gelesen. Muß ja ne irre Organisation sein.«

»Ist es auch.«

Ali senkte den Blick. »Ich habe andere Erfahrungen gesammelt«, erklärte er. »Als meine Eltern umkamen, haben sich die Bullen nicht gerade gut benommen. Man spricht auch davon, daß einige von ihnen mit El-Sudat zusammenarbeiten, wenn du verstehst.«

»Sicher, du meinst Bestechung.«

»Genau, John. Deshalb dürfen wir keinem Polizisten in die Arme laufen, wenn ihr versteht.«

»Wo wollen wir eigentlich hin?« fragte Leila. Sie schaute Ali an, dann mich. »Los, klärt mich auf! Habt ihr vielleicht miteinander Pläne geschmiedet, als ich schlief?«

»Nein«, erwiderte ich. »Ich verlasse mich ganz auf unseren neuen Freund.«

Als ich das sagte, wurde Ali sogar rot. Er hob die Schultern. Mit einer Antwort wollte er nicht so richtig heraus. »Ihr wolltet wohl zum Bai, wenn ich das richtig verstanden habe.«

»Das stimmt.«

»Dann könnte ich euch an sein Grab bringen.«

»Auf den Friedhof am Hafen?« hakte ich nach.

»Ja, kennst du ihn?«

»Ich habe ihm gestern schon einen Besuch abgestattet. Da hat praktisch alles begonnen.«

»Der Friedhof ist ein gutes Versteck.«

»Da gebe ich dir recht.«

»Habt ihr eigentlich Geld dabei?« Ali wechselte blitzschnell das Thema.

»Ja«, bestätigte ich.

»Das ist gut. Dann nehmen wir uns ein Taxi.«

»Und die Fahrer arbeiten nicht für El-Sudat?« Ich war mißtrauisch.

»Schon, aber nicht alle. Ich kenne sie ja. Auf einige können wir uns verlassen, und die suchen wir uns aus. So einfach ist das, John.«

Ali sah die Probleme wirklich locker. Wahrscheinlich mußte man das, wenn man in einer Stadt wie Tanger lebte, in der die Existenz zu einem täglichen Überlebenskampf werden konnte.

»Wir werden es versuchen«, stimmte ich ihm zu. »Und du bist völlig frei und hast nichts anderes zu tun?«

»Nein, die Säcke sind abgeladen. Der Wagen gehört mir sowieso nicht. Ich kann tun und lassen, was ich will.«

»Dann los!«

Leila ging natürlich mit. Ihrem Gesichtsausdruck las ich ab, daß sie es nur widerstrebend tat. Dann fiel mir noch auf, daß sie nach wie vor das Gewehr trug.

»Finden Sie es nicht unpraktisch, mit der Waffe herumzulaufen? Zudem wird sie auffallen. Eine Frau, die bewaffnet durch die Straßen von Tanger läuft, ist auch hier außergewöhnlich.«

»Man muß sich eben daran gewöhnen.«

»Ich will mich ja nicht einmischen«, sagte Ali, »aber der Monsieur hat recht.«

Leila zischte einen Fluch. »Und wo soll ich mit der Knarre hin?« fragte sie ärgerlich.

»Lassen Sie das Gewehr irgendwo entladen stehen.«

»Oder geben Sie es mir«, mischte sich Ali ein.

»Einem Knirps wie dir…«

»Von wegen Knirps, Süße. Ich habe oft genug mit so einer Knarre geschossen. Mach da mal keinen Mist. Ich glaube, du unterschätzt

mich.«
»Wo hast du denn Englisch gelernt?«
»Bei uns zu Hause. Meine Eltern haben darauf geachtet. Und das andere, das habe ich auf der Straße mitbekommen«, erklärte er uns mit der größten Selbstverständlichkeit.
Ali schien wirklich ein besonderer Bursche zu sein. Dazu schlau, pfiffig und verwegen. Allmählich kam ich mir wirklich wie Indianer Jones vor, der ja auch einen jugendlichen Begleiter gehabt hatte. Nur war Ali eben kein Chinese.
»Wir können den gleichen Weg nehmen«, sagte er. »Neben dem Haupteingang ist eine schmale Tür.«
»Okay.«
Hintereinander gingen wir her. Leila drückte mir schweigend die Waffe in die Hand. »Willst du mich noch immer zum Flughafen schleppen, Bulle?« fragte sie.
»Später.«
»Falls wir dann noch leben.«
»Bisher sieht es doch gut aus.«
Sie schwieg, denn ich half Ali, die klemmende Tür aufzuziehen, und so konnten wir die Garage verlassen. Zuerst ging Ali. Er hielt sich dicht an der linken der beiden Wände, die die schiefe Ebene begrenzten. Auf einem schmalen Gehsteig schritten wir höher, und endlich konnte ich erkennen, daß wir uns in einem großen Hinterhof befanden, der zur Rückseite hin durch einen Zaun abgegrenzt wurde.
Wenn es in dem Lokal ebenso stank wie im Hof, hätte ich da nichts essen wollen. Der Geruch von faulem Fisch wehte uns entgegen. Wir sahen das Zeug auf den Mülltonnen liegen. Einige Katzen hatten sich eingefunden und stritten sich um die Reste.
Menschen sahen wir nicht auf dem Hof. Dafür hörten wir den Lärm der morgendlichen Stadt.
Autohupen, Autoverkehr, Stimmenwirrwarr, all dies paßte in den Orient. Es war warm geworden. Sogar zu warm für diese Jahreszeit in Nordafrika. Ich fand heraus, daß der Wind aus südlicher Richtung wehte. Er brachte Saharaluft mit und sehr, sehr feinen Sand.
»Wo befindet sich denn der nächste Taxistand?« fragte Leila unseren jungen Führer.
»Da können wir nicht hin. Wir müssen einen sauberen Wagen nehmen.« Wie ein Großer rückte sich Ali seine Mütze zurecht. »Ich führe euch, ihr braucht keine Angst zu haben. Und wenn ich einen von den verdammten Banditen erkenne, gehen wir in Deckung.«
»Vielleicht haben sie auch aufgegeben«, vermutete Leila.
»Die nicht.« Ali lachte. »Die werden jetzt alle mobil gemacht haben.«
Wir hielten uns noch im Schatten der Mauer auf, und Ali schaute das Halbblut skeptisch an. »Mich würde wirklich mal interessieren, Süße,

was du verbrochen hast.«

Leila schlug zu. Gedankenschnell wischte dabei ihre Hand durch die Luft, und Ali kam nicht mehr dazu, auszuweichen. Er mußte den Schlag nehmen. Ich hörte das Klatschen und sah, wie der Kopf des Jungen zur Seite flog. Allmählich rötete sich seine Wange.

Leila hatte schon wieder ausgeholt.

Diesmal reagierte ich rascher, hielt ihr Gelenk fest und drehte es herum. »Ich würde Ihnen raten, es zu lassen, sonst übergeben wir Sie wirklich den Banditen. Und das sind keine nachgemachten Lords, wie sie im Club International herumturnen. Haben wir uns verstanden, Leila?«

»Okay.«

»Dann weiter.«

Ali rieb seine Wange und bedachte Leila mit einem wütenden Blick.

Ich glaubte fest daran, daß er ihr diesen Treffer irgendwann einmal zurückzahlen würde.

Über den Zaun brauchten wir nicht zu klettern. Es gab genügend Lücken, durch die wir schlüpfen konnten.

Die Sonne brannte heiß hernieder. Bereits nach den ersten Minuten kam ich ins Schwitzen.

Wenig später wurde es schattiger. Da hatte uns Ali in eine sehr schmale Gasse zwischen zwei Häuser geführt. Wir sahen die dunklen Fensterlöcher in den Hauswänden, hörten auch Stimmen, und aus einigen Öffnungen strömte der Geruch von gebratenem Fleisch.

Unser Blick wurde nach dem Verlassen der Gasse wieder freier.

Ich sah den Turm einer Moschee. Die Spitze des Minaretts funkelte im Sonnenlicht wie Gold.

Wir befanden uns auf einer ziemlich breiten Straße, die eine Allee-Form aufwies. In der Mitte wuchsen Bäume, rechts und links war die lange Insel von zwei Fahrbahnen flankiert, auf denen der Verkehr einfach nicht abreißen wollte.

Autos aller Größen, Männer, die beladene Karren zogen oder von Eseln ziehen ließen, all das bekamen wir in einem nie abreißenden Strom zu sehen.

»Müssen wir rüber?« fragte ich.

Ali schüttelte den Kopf. »Nein, wir bleiben auf dieser Seite und kommen dann zu einem Markt. Dort stehen auch genügend Taxis, wo wir uns eines aussuchen können.«

»Ich bin dabei.«

Ein paarmal wurde ich wegen meines Gewehres schief angesehen.

Man sprach mich allerdings nicht dabei an, und wenn wir Polizisten entdeckten, gingen wir ihnen aus dem Weg.

Es war zu merken, daß wir allmählich in die Nähe des Marktes gerieten. Der Betrieb nahm zu, nicht der auf der Straße, der blieb

gleich, sondern auf dem Gehsteig.

Schon bald waren wir eingekreist von Menschen, die alle das gleiche Ziel hatten.

Ich nahm eigenartige Gerüche wahr. Aus jedem Kaftan strömte ein anderer Gestank. Schweiß, Knoblauch, auch andere Gewürze vereinigten sich zu einem exotischen Konglomerat. Wir wurden geschoben, gedrängt, und einige Male spürte ich auch Hände auf meinem über der Schulter hängenden Gewehr.

Abgerissen wurde es mir nicht, weil ich jedesmal härter zugriff.

Die Sonne war so warm geworden, daß ich schon dampfte, als ich mich weiter vorschieben ließ und plötzlich Alis Hand an meinem Ellbogen spürte.

»Was ist?« fragte ich ihn.

»Wir müssen zu den Taxis.«

Die standen rechts, wie ich schon gesehen hatte. Auch Leila folgte.

Vor ihr stand plötzlich ein hochgewachsener Mann, der sie betatschen wollte. Normalerweise hatte sie nichts dagegen, in diesem Fall jedoch einiges. Ich sah ihre ruckartige Bewegung und hörte, wie der Kerl plötzlich auf jaulte, weil Leila ihm auf den Fuß getreten hatte.

Dann eilte sie uns nach.

»Ein Widerling«, sagte sie nur.

Ali blieb stehen. »Bleibt ihr mal zurück«, bat er uns. »Ich schaue mich erst um.«

»Und wo sollen wir hin?«

»Hinter den Wagen.«

Den sahen wir auch. Es war ein fahrbarer Käfig. Hinter dem Maschendrahtgitter flatterten und schnatterten Geflügeltiere. Enten, Gänse und Hühner führten dort ihre Tänze auf. Das Gitter war zudem in zahlreiche Käfigtüren aufgeteilt. Der Verkäufer stand davor und verhandelte mit den Kunden.

Wir fanden unsere Deckung hinter dem Wagen. Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und fühlte auf der Haut den feinen Saharasand, den der kräftige Südwind mitgebracht hatte.

In dieser lärmerfüllten Umgebung konnte man zwar untertauchen, aber man fiel auch gleichzeitig auf, vor allen Dingen dann, wenn man so gekleidet war wie wir und nicht nach Touristen aussah. Deshalb hoffte ich, daß Ali sich mit dem Fahrer schnell einig wurde, damit der uns zum Friedhof brachte. Ob wir den Bai dort allerdings vorfanden, war mehr als fraglich. Schließlich mußte ein Tag und eine Nacht vergehen, um das magische Tor zu öffnen.

Wir würden sehen.

»Er braucht verdammt lange«, beschwerte sich Leila.

»Wie meinen Sie das?«

»Die Leute hier sind bestechlich. Wenn man eine Prämie auf unsere Köpfe ausgesetzt hat, wird es für Ali ein Leichtes sein, sie zu verdienen, findest du nicht auch, Bulle.«

»Ja, das finde ich.«

»Und dann traust du ihm?«

»Ich habe nicht so große Vorurteile wie Sie, Leila.«

»Das sind keine Vorurteile. Es sind Erfahrungswerte, Bulle. Ganz einfach.«

Wir kamen nicht mehr dazu, dieses Thema auszudiskutieren, denn Ali war plötzlich da.

»Hast du einen Fahrer gefunden?« fragte ich ihn.

»Ja, den kenne ich sogar.«

»Und?«

Ali verzog das Gesicht. »Ich glaube schon, daß er vertrauenswürdig ist. Er hat auch in der Nacht nicht gearbeitet. Wir können ihn nehmen.«

Für einen Moment dachte ich daran, Leila zum Flughafen schaffen zu lassen. Es war keine gute Idee, denn ich hätte mich mit den einheimischen Behörden in Verbindung setzen müssen, und so etwas bedeutete Ärger und lange Erklärungen.

Also ließ ich es bleiben.

Leila lachte kalt. »Ich weiß, was du gedacht hast, Bulle, aber bilde dir keine Schwachheiten ein. Hier muß sich einer auf den anderen verlassen. Ob es dir paßt oder nicht.«

»Schon gut.«

Ali führte uns zum Wagen. Wir hatten sicherheitshalber einen Bogen geschlagen.

In einem westeuropäischen Land wäre eine solche Kiste längst im Museum gelandet. Es war ein alter Ford mit einer Haifischflossen-Karosserie. So etwas fuhr man auch nur im Orient.

»Darf ich nach vorn?« fragte Ali.

»Sicher.« Ich wollte Leila sowieso in der Nähe wissen und nahm mit ihr auf der breiten Polsterbank Platz, wo wir uns beide nicht ins Gehege kamen.

Während sich Ali mit dem Fahrer unterhielt, grinste mich Leila von der Seite her an. »Wie fühlt man sich, Bulle?«

»Es könnte mir schlechter gehen.«

»Toll, wie du das gesagt hast.« Jetzt beugte sie sich vor, so daß ich in ihren klaffenden Ausschnitt schauen konnte. »Manchmal könntest du mir direkt sympathisch werden…«

»Danke, ich verzichte.«

Dann fuhren wir an, und der plötzliche Ruck drückte uns zurück in die Rückenpolster…

***

Der Eiserne Engel!

War es denn möglich? Suko glaubte, einen Traum zu erleben, er wollte sich artikulieren, Worte zur Begrüßung sagen, aber seine Stimme versagte einfach. Der Inspektor lag da und schaute die Figur an, die da vor ihm schwebte.

Die Gestalt war jetzt so nahe an ihn herangeflogen, daß er trotz der schlechten Lichtverhältnisse Einzelheiten erkennen konnte und sich darüber im klaren war, daß es sich tatsächlich um den Eisernen handelte.

Sein Aussehen war unverkennbar. Die gewaltigen, auf seinem Rücken wachsenden Flügel, das Gesicht mit den edlen Zügen und auch das Schwert, das er in einer Scheide bei sich trug. Er war nur ein wenig anders gekleidet als sonst, denn eine Tunika hatte Suko bei seinem Freund noch nie zuvor gesehen.

Das Gesicht blieb ausdruckslos, als der Eiserne Engel vor dem Inspektor schwebte und ihn anblickte. Etwas ging von dieser Gestalt aus, das auch Suko empfing, und er verzog die Lippen zu einem Lächeln, weil er den Eisernen somit animieren wollte, ihm ebenfalls freundlicher zu begegnen.

Das gelang ihm nicht. Die Züge des Eisernen blieben unbewegt.

Nur seine Augen zeugten davon, daß er lebte, denn sie hatten die anfängliche Starrheit verloren.

»Sag doch was!« forderte Suko. »Bitte, du mußt…«

Der ungewöhnliche Besucher innerhalb dieser Dimension schwieg sich aus. Dafür übernahm ein anderer das Wort. Es war Claude Renard, der sich plötzlich beschwerte. »He, was soll das denn? Haben wir Besuch von einem Vampir bekommen?«

»Sei ruhig!«

»Verdammt, Suko, der sieht aus wie ein Vampir.« Renard ächzte nach diesen Worten. »Von hier aus wenigstens.«

»Halt den Mund!« fuhr Suko den Mann an. »Dieser Besucher, der beileibe kein Vampir ist, wird uns helfen. Hast du verstanden? Er wird uns aus der Patsche befreien.«

»Wirklich?«

»Das hoffe ich.« Mehr konnte und wollte Suko auch nicht sagen.

Bisher hatte der Eiserne Engel noch nichts in dieser von dem Chinesen gewünschten Richtung unternommen.

Zudem überlegte der Chinese, woher der Eiserne so plötzlich gekommen war. Wie hatte es ihm möglich sein können, die Grenzen zwischen den Dimensionen ohne Schwierigkeiten zu überwinden?

Okay, der Eiserne war etwas Besonderes, ein Kämpfer noch aus der Blütezeit des Kontinents Atlantis, er spielte auch mit Raum und Zeit, überwand diese Grenzen, aber die Dimension, in der Suko und Claude steckten, war nicht irgendeine.

Das hier war die Hölle!
Und der Eiserne Engel war in sie eingedrungen, als wäre sie ein Nichts und hätte keine Grenzen.
Ein Phänomen, wenigstens für Suko. Und es hatte keinen gegeben, der sich dem Eisernen Engel in den Weg gestellt hätte. Weder Asmodis noch Luzifer oder die Große Mutter.
Suko schüttelte den Kopf. »Rede, Eiserner!« forderte er den Engel auf. »Ich bitte dich darum, einige Worte zu sagen. Was hast du erlebt? Wie bist du in diese Welt gekommen? Woher wußtest du, daß ich mich hier…?«
Wieder bekam Suko keine Antwort. Dafür öffnete der Eiserne Engel seine Augen und schaute den liegenden Inspektor an.
Suko wich dem Blick nicht aus. Beide bohrten sich ineinander, und Suko hatte für einen Moment das Gefühl, in Augen zu schauen, die wie tiefe Seen wirkten und dem Eisernen überhaupt nicht gehörten, sondern einer anderen Person.
Der Blick war unergründlich. In den Pupillen lag die Tiefe des Alls und auch eine gewisse Portion Weisheit, die der Eiserne Engel besaß.
Suko wunderte sich nur darüber, daß der Eiserne noch immer kein Wort mit ihm gewechselt hatte und dies auch jetzt nicht tat, als er sich voranbewegte und noch näher an den Chinesen herankam.
Er hatte seine Flügel nur für einen winzigen Moment bewegt. Er stand jetzt so nah vor Suko, daß seine Gestalt den liegenden Inspektor fast völlig verdeckte.
Kräftige Arme besaß der Eiserne. Die streckte er aus. Er tat dies sehr langsam, fast genußvoll, und Suko spürte die Finger des Engels auf seinem Körper. Sie waren leicht, schnell, und sie waren zielsicher. Suko konnte sich nicht wehren, als die Finger der rechten Hand sich seinem Gürtel näherten und das hervorzogen, was der Inspektor dort hineingesteckt hatte. Er hörte noch das ihm so bekannte schleifende Geräusch, das immer dann entstand, wenn er auch selbst die Dämonenpeitsche gezogen hatte.
Diesmal besaß sie der Eiserne Engel! Er hielt sie hoch, und für einen Moment zuckte über seine Lippen ein Lächeln, bevor er die Peitsche verschwinden ließ.
Das war nicht alles. Suko mußte mit Schrecken mitansehen, daß der Eiserne bei ihm weitersuchte und auch die restlichen Waffen fand, die der Inspektor bei sich trug. Er nahm die Beretta ebenso an sich wie den Stab, durch dessen Kraft es möglich war, die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten, wenn man ein bestimmtes Wort rief.
Bisher hatte Suko den Stab freiwillig nicht aus der Hand gegeben.
Auch diesmal hätte er ihn nicht abgegeben, selbst dem Eisernen Engel nicht und nicht in dieser feindlichen Welt.
Der Eiserne schaute ihn für eine Weile an, bevor er ihn verschwinden

ließ, dabei lächelte und nickte.

Suko hatte allmählich seine Verwunderung und Überraschung verdaut.

Er verdrehte die Augen so, daß er dem Eisernen wieder ins Gesicht schauen konnte. Die anfängliche Euphorie war längst gewichen und hatte einer gewissen Sorge Platz geschaffen. Der Eiserne hatte sich nie so verhalten wie bei dem letzten Besuch. So kannte ihn Suko nicht. Er hatte zwar nie viel gesprochen, aber es war von ihm dennoch immer ein Gefühl der Wärme ausgegangen, das auch die Menschen gespürt hatten.

Aber hier?

Diese Figur war so anders, so kalt und abweisend. Suko wollte sie abermals ansprechen und stellte fest, daß der Eiserne seine Flügel wieder weiter ausbreitete und langsam in die Höhe stieg. Eine Waffe hatte er Suko noch gelassen. Es war die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, doch der Inspektor konnte sich kaum vorstellen, daß er mit der Pistole in dieser Welt einen Erfolg erzielte. Hier herrschten andere Kräfte, gegen die geweihte Silberkugeln nicht ankamen.

Der Eiserne schaute noch einmal auf Suko. Sein Gesicht verschwamm allmählich im dunklen Grau der Umgebung, so daß es für den liegenden Chinesen nur mehr wie ein handgroßer Fleck wirkte, der immer blasser wurde, je höher die Gestalt stieg.

Und plötzlich war auch wieder das Rauschen zu vernehmen, als der Eiserne seine Schwingen oder Flügel bewegte. Ein Luftzug streifte Suko. Es war der letzte Gruß dieser Gestalt, die sich ebenso stumm entfernte, wie sie gekommen war.

Zurück blieb ein Mann, der allmählich begann, an den Tatsachen zu zweifeln, die ihn bisher aufgerichtet hatten. Es war für ihn unmöglich, den Gedankengängen des Eisernen zu folgen. Weshalb war er gekommen und hatte ihm bis auf die Beretta sämtliche Waffen abgenommen?

Für den Inspektor stand diese Frage im Raum. Er suchte nach einer Antwort. So sehr er sich auch das Gehirn zermarterte, ihm fiel nur eine einzige ein.

Es mußte mit der Umgebung und der Beschaffenheit dieser Welt zusammenhängen, daß der Eiserne Engel so reagiert hatte. Die Aura des absolut Bösen war auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen und hatte auch seine Psyche verändert.

Das war für Suko die Erklärung. Ihm war es ähnlich ergangen.

Auch er spürte weiterhin die Verlassenheit, die sich in seinem Innern ausgebreitet hatte und an seiner Psyche zehrte.

Das leise Lachen, das ihn erreichte, erschien ihm in diesem Augenblick unpassend, aber anders konnte sich Claude Renard nicht bemerkbar machen, denn auch er hatte an den Problemen zu knacken.

Aus diesem Grund klang das Lachen auch so abwertend.
»Was hast du?«
»Ich wundere mich nur. Ehrlich, Suko. Ich wundere mich über diesen seltsamen Besuch. Gehört diese Figur auch zur Hölle?«
»Nein.«
»Aber du hast den Typ gekannt?«
»Sicher. Es war der Eiserne Engel, und er hat bisher immer auf unserer Seite gestanden. Wäre er nicht gewesen, wären mein Freund John Sinclair und ich wohl kaum noch am Leben.«
»Tatsächlich?«
»Ja, das kannst du mir glauben.« Nach diesen Worten folgte Sukos schwerer Atemzug.
»Und weshalb hat er sich dann so seltsam benommen?« hörte Suko die nächste Frage.
»Das weiß ich nicht, Claude. Verdammt, das weiß ich wirklich nicht. Bestimmt hatte er seine Gründe.«
»Wenn du das sagst.« Überzeugend klang die Antwort des Franzosen nicht. Mit der nächsten Bemerkung ließ er sich eine Weile Zeit. »Darf ich dich mal ansprechen?« begann er sehr vorsichtig.
»Klar.«
»Ich muß mich ja auf deine Worte verlassen, da ich den Eisernen Engel nicht kenne. Kann es nicht möglich sein, daß diese Figur überhaupt nicht dein Freund ist?«
»Wie meinst du das?«
»Wie ich es gesagt habe…«
Suko dachte über die Worte nach. Es waren schwere Gedanken, die ihn quälten, und er bequemte sich auch zu einer Antwort. »Ich hoffe, du behältst Unrecht, Claude.«
»Ja, das hoffe ich auch, aber ich befürchte gleichzeitig, daß ich recht behalten werde.«
»Was fatal wäre«, erwiderte Suko so leise, daß nur er die Antwort verstehen konnte…
Meine Erwartungen an ein Taxi in Tanger waren nicht sehr hochgeschraubt, daß ich allerdings in einem Brutofen fahren würde, hätte ich nicht gedacht. Die Sonne knallte, obwohl sie ziemlich tief stand, gegen Blech und Glas und heizte das Innere auf. Hinzu kamen noch die Gerüche, die der Fahrer ausströmte. Es waren nicht gerade die edelsten Düfte. Wenn wir dann die verklemmten Fenster nach unten kurbelten, wehte Straßenstaub herein.
Zudem taugte die Federung nichts mehr, ich spürte jedes Schlagloch und hörte auch das Dröhnen des Auspuffs.
Gut ging es mir nicht. Aber wann war es mir in dieser Stadt schon gutgegangen?
Nie…

Leila hockte mit einer verbissen verzogenen Maske neben mir.
Auch auf ihrem Gesicht glitzerte der Schweiß, und ich ahnte, welche Gedanken hinter ihrer Stirn abliefen.
Vertrauen durfte ich ihr noch immer nicht. Diese Frau stand nicht voll auf meiner Seite, das wußte ich. Wenn sich ihr eine Chance bot, würde sie sofort abspringen und wieder zu der Dämonin zurückkehren, der sie eigentlich diente.
Wer sich einmal für die Große Mutter entschieden hatte, der würde ihr bis zum Tod die Treue halten. Noch mußte sie so tun, als stünde sie auf meiner Seite, doch ich war auf der Hut, auch gegen sie anzugehen.
Hin und wieder schaute sie aus dem Fenster und suchte nach Verfolgern. Entdeckt hatte sie keinen, wenigstens hatte sie mir nichts davon mitgeteilt, und was sie dachte, wußte ich auch nicht.
Wir gerieten in ein Gebiet, in dem sich bessere Straßen befanden.
Kaum noch Schlaglöcher, keine Querrillen, und wenn ich nach vorn schaute, sah ich die Masten der im Hafen dümpelnden Schiffe, wie sie sich langsam hin und her bewegten.
Wir näherten uns dem Ziel.
Ali, unser neuer, junger Verbündeter, unterhielt sich mit dem Fahrer.
Wir verstanden kein Wort, aber an Alis Lachen erkannte ich, daß es ihm nicht schlecht ging und das Thema sich bestimmt nicht um uns drehte.
Es war beruhigend.
Leila sprach mich wieder an. »Wie fühlst du dich, Sinclair?«
»So ähnlich wie Sie.«
»Das glaube ich kaum. Für dich muß es doch deprimierend sein zu wissen, daß die andere Seite stärker ist als du.«
»Für Sie nicht?«
»Nein, Bulle, nicht für mich. Du weißt, daß wir nie Freunde gewesen sind und es auch nie werden können. Ich nehme alles viel gelassener hin als du, das kannst du mir glauben. Rechne nicht damit, daß ich immer auf deiner Seite stehen werde.«
»Das weiß ich.«
»Dann ist es gut.« Sie musterte mich vom Kopf bis zu den Knien.
»Außerdem hast du Aldo erschossen.«
»Darüber brauchen wir wohl nicht mehr zu diskutieren«, erklärte ich.
»Für mich ist so etwas nicht vergessen!« hielt sie mir vor.
»Irgendwann, Bulle, kommen wir noch darauf zurück, da kannst du dich verlassen.«
»Mal sehen.«
Wir bogen weg vom Hafen. Der Fahrbahnbelag wurde wieder schlechter.
Kopfsteinpflaster wechselte sich ab mit einer Teerdecke, die

gewaltige Löcher aufwies. Wir bekamen wieder das alte Schüttelgefühl, so daß auch mein Magen verrückt spielte.

Allmählich verschwanden auch die Hafenanlagen, und rechts von uns erschien der Friedhof.

Ich hatte ihn bisher nur in der Nacht gesehen. Am Tage wirkte er aus der Ferne nicht so unheimlich. An einer kleineren Moschee rollten wir vorbei und erreichten den Weg, der direkt auf das Friedhofstor zuführte.

Die das Gelände umgebende Mauer war so hoch, daß wir die Grabsteine nicht erkennen konnten.

Ali drehte sich um. Er zeigte ein breites Grinsen. »Der Fahrer läßt fragen, wo er halten soll?«

»Vor dem Tor«, erwiderte ich.

Ali übersetzte es ihm, und der Mann nickte einige Male.

Wahrscheinlich war er froh, uns loszuwerden. Er lenkte das alte Gefährt in eine Kurve und fuhr einen staubigen Parkplatz an, der dicht neben dem Tor lag. Dort bremste er ab.

Ali nannte uns den Preis. Ob er zu hoch war, wußte ich nicht.

Jedenfalls zahlte ich und legte auch noch ein Trinkgeld drauf. Als ich in das satte Grinsen des Fahrers sah, wußte ich, daß ich wahrscheinlich zu viel gegeben hatte.

Der Mann öffnete uns die Tür. Leila stieg als erste aus. Bevor ich noch eingreifen konnte, hatte sie schon das Gewehr an sich genommen und hängte es über die Schulter.

Ich hatte ihre Worte nicht vergessen und hielt mich dicht an ihrer Seite, als wir auf das Friedhofstor zuschritten. Ali folgte uns schnell.

Bevor er uns erreichte, redete ich noch auf das Halbblut ein. »Machen Sie nur keinen Unsinn, Leila. In Ihrem Interesse.«

»Wir werden sehen.«

Sie wollte das Tor öffnen. Ich legte meine Hand auf die ihre. »So nicht, meine Liebe. Ich will Innen etwas sagen. Glauben Sie nur nicht, daß dieser untote Bai und dessen Skelettreiter auf Ihrer Seite stehen. Das wird nie und nimmer der Fall sein.«

Leila schaute mich funkelnd an. »Sie dienen der Großen Mutter. Daran solltest du denken, Bulle. Und auch ich habe sie nicht vergessen, wie du weißt. Deshalb brauche ich vor dem Bai keine Angst zu haben. Das ist meine Antwort.« Sie fügte noch ein rauhes Lachen hinzu und drückte das Tor auf. Ohne sich noch einmal nach mir umzuschauen, betrat sie den Friedhof.

Ich wartete noch auf Ali. Bisher hatte ich ihn als einen mutigen Jungen kennengelernt, doch als er auf diesem Totenacker stand, schüttelte er den Kopf.

»Was hast du?«

Er trat dicht an mich heran. »Ich bekomme ein komisches Gefühl,

denn ich mag keine Friedhöfe. Da stimmt so vieles nicht, Monsieur. Spüren Sie es auch?«

»Noch nicht.«

Er nickte und machte ein Gesicht wie ein Erwachsener. »Dann werden Sie es bald merken.«

»Mal sehen.«

»Außerdem ist da noch diese Frau. Ich traue ihr nicht. Sie hat böse Augen.«

»Woher willst du das denn wissen?«

»Von meinem Vater. Er hat mir beigebracht, die Menschen zu beobachten. Und ich habe nichts vergessen.«

»Das scheint mir auch so.«

»He, ihr beiden, habt ihr Geheimnisse?« Leila sprach uns an.

»Oder heckt ihr was gegen mich aus?«

»Nein, nein.« Ich lächelte sie sogar an, als wir auf sie zugingen.

»Ali fürchtet sich ein wenig.«

»Vor den Toten?« fragte Leila spöttisch. »Sie liegen in kühler Erde und tun ihm nichts.«

»Das kann man nie wissen, Süße!« rief Ali. »Wirklich nicht. Manche Tote leben auch.«

Leila schaute den Jungen mit einem undefinierbaren Blick an und schwieg ansonsten.

Ich war stehengeblieben. Mein Blick glitt über den Friedhof, und ich sah die zahlreichen Grabsteine, die aus der Erde ragten. Manche sahen prächtig aus, zeigten Motive oder waren so geformt, daß man in ihnen menschliche Umrisse erkennen konnte. Die meisten Gräber waren gepflegt. In Vasen standen frische Blumen. Andere wiederum ließen schon die Köpfe hängen.

Über dem gesamten Friedhof lag ein schwerer süßlicher Geruch.

Kein Leichengestank, sondern der von verwesenden Blumen.

Eine Frau erschien. Sie tauchte wie ein Gespenst hinter einem hohen Grabstein auf, und Leila, die das Gewehr bei sich trug, ließ die Waffe blitzschnell von ihrer Schulter rutschen, wobei sie auf die Frau zielte.

Die Person war harmlos. In der Hand hielt sie einige verwelkte Blumen.

Das schmale Gesicht unter dem Kopftuch verzerrte sich in einem wilden Schrecken, als sie erkannte, daß sie bedroht wurde.

Ali rettete die Situation. Er sprach die Frau an, faßte sie unter und geleitete sie zum Ausgang.

»Das war nicht nötig«, erklärte ich Leila, als sie das Gewehr sinken ließ.

»Ich bin lieber vorsichtig«, erwiderte sie.

Ali kam zurück. Er wollte noch etwas sagen, ich schüttelte den Kopf.

Es gab wichtigere Dinge, die wir tun mußten.

»Und wo willst du hin, Bulle?« fragte Leila.
Ich deutete auf die Leichenhalle.
»Treffen wir da jemand?«
»Ja, den Tod«, meinte Ali.
»Halte du dich zurück, Rotznase!«
Das war hart genug gesprochen. Ich enthielt mich einer Antwort, dachte aber daran, daß auch eine Person wie Leila unter Streß stand.
Sie hatte voll auf die Große Mutter vertraut, doch die schien andere Probleme zu haben, als sich um ihre Dienerin zu kümmern.
Die Mauern dämpften den von außen herbeidringenden Lärm.
Sehr leise klang das Hupen der Autos, kaum zu hören war auch der brausende Verkehr auf den breiten Straßen, so daß wir uns vorkamen wie in einer Oase. Unser Ziel war die Leichenhalle am Ende des Friedhofs. Ich deutete in die entsprechende Richtung, und Leila fragte sofort, was uns dort erwartete.
»Vielleicht der Bai.«
Sie lachte. »Hör mit deinen Ausreden auf, Sinclair! Du bist nur gekommen, um dir ein sicheres Versteck zu suchen.«
»Das auch.«
»John!« Alis Ruf alarmierte mich und drehte mich blitzschnell.
Der Junge faßte nach meinem Arm. Mit der freien Hand deutete er auf eine Stelle dicht an der Mauer.
Oben befand Sich ein sehr großes Grab. Es war quadratisch angelegt, besaß aber keinen senkrecht stehenden Stein, sondern nur mehr eine quadratische Platte, die schräg auf dem Boden lag und sich nun langsam bewegte. Sie wurde in die Höhe und gleichzeitig zur Seite gedrückt.
»Verdammt, John, da kommen die Toten!« hauchte der Junge.
Ob dies so war, wollte ich mal dahingestellt sein lassen, aber auch mir war nicht wohl, als ich den schweren Gegenstand sah, den eine unter ihm lauernde Kraft in Bewegung setzte.
Zwischen ihm und dem Grab entstand eine erste Lücke, durch die wir in die Tiefe peilen konnten.
Noch sahen wir nichts, nur die Dunkelheit des Grabs. Und aus ihr schob sich etwas hervor.
Es war ein Kopf, das konnte ich schon jetzt erkennen. Nur schien er keinem Menschen zu gehören und auch nicht die Hand, deren gekrümmte Finger zwischen Platte und Grabrand erschienen.
War das ein Mensch?
Ich wollte noch warten, aber Leila nicht mehr. Sie schien plötzlich durchzudrehen, anders konnte ich mir ihre Reaktion nicht erklären.
Bevor ich sie noch festhalten konnte, sprang sie auf, blieb nach wenigen Schritten stehen, senkte die Waffenmündung und zielte haargenau auf den Spalt zwischen Grab und Platte.

Dann drückte sie ab.

Das Echo des Schusses rollte peitschend über den alten Friedhof.

Leila war so nahe an das Grab herangelaufen, daß sie ihr Ziel einfach nicht verfehlen konnte.

Sie hatte auch getroffen, nur eben nichts erreicht, denn die Kugel sirrte davon. Als Querschläger hatte sie sich selbständig gemacht und wischte so dicht am Kopf des Halbbluts vorbei, daß dieses zusammenzuckte und hastig einige Schritte zurücklief.

»Verdammt, Sinclair, ich habe ihn getroffen, und die Kugel ist als…«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ich sie an und beobachtete nur die Grabplatte, die ständig höher gedrückt wurde.

Neben mir stand Ali und klapperte mit den Zähnen. »Jetzt… jetzt ist es soweit«, hauchte er. »Verdammt, jetzt ist die Zeit da. Die Toten kommen aus den Gräbern. Sie werden uns vernichten. Sie werden…«

»Gar nichts tun«, sagte ich. »Weder das eine noch das andere…«

»Aber im Koran steht, daß die Zeit gekommen ist…«

»Vergiß ihn.«

Es kam keine lebende Leiche aus dem großen Grab, sondern eine andere Gestalt. Ich erkannte sie in dem Augenblick sehr deutlich, als sie mit den Schultern den schweren Grabstein zurückkippte, so daß er mit einem satten Laut auf der Erde landete.

Aus der Tiefe aber erschien jemand, den ich hier nie und nimmer erwartet hatte. Es war der Eiserne Engel!

***

Irgendwo in England

Ein Gebiet, das waldreich war, hügelig und noch nicht vom sauren Regen getötet. Ein kleiner Bach durchfloß das wunderhübsche Tal.

Durch die Wärme der letzten Wochen hatten die Bäume ihre Blätter noch nicht verloren, so daß die Hänge schimmerten, als wären sie von einem Maler mit zahlreichen bunten Farben betupft worden.

Vom satten Gelb bis zum strahlenden Gold war alles vorhanden, und wenn die Sonne mit ihren Strahlen das bunte Laub berührte, hatte es den Anschein, als würden zahlreiche Goldtaler an den Zweigen hängen und ihr blinkendes Licht in die klare Luft verstreuen.

Es war ein wunderschöner Spätherbsttag, und die Strahlen einer tiefstehenden Sonne berührten auch die Gegenstände, die innerhalb des Tals standen und ein Quadrat bildeten.

Es waren sehr hohe Steine, die wie eine Hinterlassenschaft aus uralter Zeit wirkten und durch die Sonnenstrahlen zur Hälfte einen goldenen Glanz bekommen hatten.

Ein Bild für einen Romantiker. Dazu paßte auch die kleine Blockhütte, die von den beiden Personen bewohnt wurde, die hier im Tal ihre Heimat gefunden hatten.

Es waren Myxin und seine Partnerin Kara. Bei diesen Steinen fühlten sie sich wohl, denn sie lebten von ihrer Magie, die ihnen Wege in andere Zeiten und Welten eröffnete.

Die Steine reagierten wie ein Orakel. Sie eröffneten ihnen Perspektiven, und sie reagierten sehr sensibel auf Ereignisse, die sich in anderen Dimensionen oder Zeiten abspielten.

Wenn sie ihre Magie voll entfalteten, leuchteten sie in einem glühenden Rot auf, so daß sie wirkten wie mit Blut gefüllt.

Ein klarer Bach plätscherte in ihrer unmittelbaren Nähe vorbei, und das Wasser schäumte über blank gewaschene Steine, bevor sich der Bach irgendwo im Wald seinen weiteren Weg bahnte.

Myxin, der kleine Magier mit der leicht grünlich schimmernden Haut, sah die Bewegung zwischen den Steinen. In diesem Quadrat verdichtete sich die Luft, formte sich zu einer Figur, die Fleisch und Blut annahm.

Eine Frau stand dort.

Es war Kara, die zu ihrem ursprünglichen Ort zurückgekehrt war.

Für einen Moment blieb sie so stehen, so daß der kleine Magier Muße hatte, sich die Gestalt anzuschauen.

Kara trug ein langes Kleid von grüner Farbe mit einem hochgestellten Kragen. Ihre Füße steckten in weichen Stiefeln. Das dunkle Haar hatte sie gelöst, und es fiel wie ein Vorhang auf ihre Schultern.

Ernst blickten die Augen. Sie stachen besonders ab von dem bleichen Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen.

Als sie Myxin sah, umspielte ein Lächeln ihre vollen Lippen, aber der kleine Magier erkannte genau, daß dieses Lächeln nicht so herzlich war, wie er es sich gern vorgestellt hätte.

Sorgen schienen Kara zu drücken.

Sie verließ den unmittelbaren Bereich der *flaming stones* und trat dem kleinen Magier entgegen. Seine ausgestreckten Hände berührte sie und nickte gleichzeitig.

»Wir hatten recht«, sagte sie zur Begrüßung. »Es tut sich etwas.«

»Wie meinst du das?«

»Laß uns in das Blockhaus gehen, Myxin. Ich werde dir dort alles berichten.«

Der kleine Magier war einverstanden. Er öffnete seiner Partnerin die Tür, und Kara trat über die Schwelle in den schlicht eingerichteten Raum. Auf einer Holzbank ließ sie sich nieder, während der Blick ihrer dunklen Augen in unerreichbare Fernen gerichtet war.

Myxin wollte sie nicht drängen. Wenn Kara etwas zu sagen hatte, würde sie damit schon anfangen, und er täuschte sich nicht, denn sie sprach die ersten Worte.

»Es ist zu einer Tatsache geworden, Myxin. Die Großen Alten und die Hölle werden gegeneinander antreten.«

»Wer hat es dir gesagt?«
»Niemand«, erwiderte Kara, »doch alle Anzeichen deuten darauf hin. Ich war bei Sir James Powell, denn ich konnte John Sinclair nicht erreichen. Er und Suko sind verschollen.«
»Was?«
»Ja, sie haben sich auf die Spur der Großen Mutter gesetzt, dieser Ur-Dämonin, und diese Spur hat sie nach Tanger geführt.«
»Ich kenne es vom Namen her. Selbst war ich nie dort. Und da sind die beiden verschollen?«
»Ja. Ich weiß selbst nicht, wie dies geschehen konnte und wo es dort die Spur zur Großen Mutter gibt, aber wir müssen es als Tatsache akzeptieren und vor allen Dingen John Sinclair finden, wenn wir die Spur aufnehmen wollen.«
Myxin schaute nach draußen, wo goldfarbene Sonnenstrahlen ein Muster malten. »Können wir von hier aus nichts erreichen?« fragte Myxin.
»Wie willst du das anstellen?«
»Wenn die Großen Alten mit im Spiel sind, müßten wir es eigentlich schaffen.« Myxin streckte den Arm aus und deutete auf die Flammenden Steine. »Wenn die Großen Alten mit von der Partie sind, können wir durch die Kraft der Steine eingreifen. Daran solltest du denken.«
»Und wie willst du es machen?«
Myxin lächelte schmal. »Erinnere dich daran, wie Arkonada versucht hat, die Steine zu manipulieren. Das ist ihm sogar gelungen.«
»Aber Arkonada ist vernichtet«, hielt ihm Kara entgegen.
Nach dieser Antwort zog Myxin die Stirn kraus und wurde schweigsam.
»Oder etwa nicht?« fragte Kara.
»Ich bin mir nicht sicher.«
Die Schöne aus dem Totenreich blickte ihren Partner mit einem erstaunten Blick an. »Kannst du mir das näher erklären?« fragte sie.
»Ich komme da nicht mit. Auf dem Planet der Magier habe ich erlebt, daß Arkonada in mehrere Schattenteile zerrissen worden ist.«
Myxin gab ihr recht. »Das stimmt alles schon, Kara. Ich aber behaupte, daß Schatten nicht das endgültige Aus bedeuten. Arkonada ist eine zwiespältige Persönlichkeit. Bisher weiß ich noch nicht, ob er tatsächlich zu den Großen Alten gehört oder nur einer ihrer ergebensten und mächtigsten Diener ist.«
»Aber es sind sechs Große Alte!« hielt Kara ihrem Partner entgegen.
»Du hast recht, nur…«
»Moment, Myxin, Moment.« Kara war jetzt in ihrem Element.
»Wenn dem tatsächlich so ist, bleibt immer noch die Zahl sechs bestehen. Und wenn Arkonada nicht zu diesen Dämonen zählen sollte,

wer ist es dann?«

Der kleine Magier lachte auf. »Ja, wer ist es dann? Das möchte ich gern herausfinden.«

»Hast du einen Verdacht?«

Myxin hob die Schultern und breitete gleichzeitig die Arme aus.

»Es tut mir leid, ich habe keinen. In der letzten Zeit, als ich merkte, daß es in den Dimensionen des Schreckens brodelte, habe ich nachgedacht, bin aber zu keinem Ergebnis gekommen. Ich habe all die mächtigen Dämonen Revue passieren lassen, doch wer so mächtig ist, daß die Großen Alten ihn aufnehmen, kann ich dir auch nicht sagen. So leid es mir tut.«

»Und das willst du über die Flammenden Steine herausfinden?«

»Wenn es geht, und zwar mit deiner Hilfe.«

Kara schüttelte den Kopf. »Ich bin davon nicht überzeugt, wie ich es schon andeutete. Meiner Ansicht nach sollten wir uns nach Tanger begeben und John Sinclair suchen.«

»Der sich auf Liliths Spuren befindet?«

»Richtig. Und da sich die Anzeichen verdichten, daß die Großen Alten und Lilith miteinander in den Clinch gehen, könnte es auch für unsere Probleme eine Lösung geben.«

»Du machst mich schwankend«, gab Myxin zu.

»Das will ich auch.«

Der kleine Magier starrte zu Boden, wobei er den Kopf schüttelte.

»Nein, Kara, laß es uns durch die Steine versuchen. Sie stammen selbst aus Atlantis. Es muß uns gelingen, mit ihrer Hilfe eine Verbindung zu den Großen Alten zu bekommen.«

»Willst du es dann allein versuchen?«

»Nein, mit deiner Hilfe. Dein Schwert wird uns führen. Oder zumindest dich, wenn sich dein Geist vom Körper löst und sich auf die große Wanderschaft begibt.«

Kara stand schon auf. Ein Zeichen, daß Myxin sie mittlerweile überzeugt hatte. »Und wenn ich keinen Erfolg habe?« fragte sie noch einmal.

»Werde ich deinen Ratschlag befolgen und in Tanger den Geisterjäger suchen.«

»Einverstanden.« Tief atmete Kara durch, als sie vor dem kleinen Magier das Blockhaus verließ, den Kopf in den Nacken legte und gegen die Sonne schaute, die mit ihren Strahlen den spätherbstlich gefärbten Wald übergoß. Sie traf auch die Steine, vergoldete sie, als wollte sie nach außen hin etwas von dem Geheimnis dokumentieren, das innerhalb dieser Felsen steckte.

Es war die reine Magie, die sich dort konzentrierte und sich noch verstärkte, wenn sie durch Kräfte beschworen wurde, die in Kara und ihrem Schwert mit der goldenen Klinge steckten.

Wie schon so oft schritten die beiden auf die Steine zu und nahmen in der Mitte des Quadrats Aufstellung.

Kara zog ihr Schwert aus der Scheide, nickte dem kleinen Magier zu und drückte die goldene Klingenspitze gegen den weichen Boden. Beide Hände legte sie auf den Griff, schaute Myxin an, warf einen Blick gegen den Himmel und begann damit, sich zu konzentrieren.

Es dauerte Minuten, dann verlor die unmittelbare Umgebung allmählich ihren Glanz. Dafür verteilte sich das Licht etwas anders, denn die untere Hälfte der Steine begann allmählich rot zu werden, bis das Glühen den gesamten Komplex erfaßt hatte und zu einem Strahlen wurde, dessen Geheimnis nicht einmal Kara und Myxin kannten.

Auch auf das Schwert mit der goldenen Klinge übertrug sich das Strahlen. Myxin hörte Kara leise stöhnen, und er wußte, daß ihr Geist bereit war, sich vom Körper zu lösen und auf die lange Reise zu gehen…

***

Ich war erstaunt, Leila nicht weniger, nur stellte sie im Gegensatz zu mir eine entsprechende Frage. »Was ist das denn für eine komische Type, die da aus dem Grab steigt?«

»Der Eiserne Engel!« Meine Stimme hatte erleichtert geklungen, was von Leila bemerkt worden war, denn sie erkundigte sich:

»Kennst du den Typ etwa?«

»Ja, ich kenne ihn gut.«

»Und?«

»Er steht auf meiner Seite.«

»Komische Freunde hast du«, bemerkte sie spöttisch und verengte die Augen. Ich warf ihr einen Blick zu.

Leila hatte eine leichte Gänsehaut bekommen. So sicher, wie sie sich gab, schien sie nicht zu sein.

Und der Eiserne Engel schaffte auch den Rest der Strecke. Er stieg aus der Tiefe des Grabes, ohne uns eines Blickes zu würdigen, was mich stutzig werden ließ, denn zumindest mich mußte er deutlich erkannt haben.

Statt dessen wandte er uns sein Profil zu, drehte sich ab und schritt auf die Leichenhalle zu.

Ich stand da, wie vom Donner gerührt. In meinem Kopf schwirrten zählreiche Gedanken, ich wußte nicht, mit welchen Worten ich diese Reaktion des Eisernen erklären sollte und schaute ihm nur nach, weil mir nichts anderes übrigblieb.

Leila lachte leise. »Nette Freunde hast du«, fügte sie noch hinzu.

Verdammt, mit dieser Antwort hatte sie sogar ins Schwarze getroffen, obwohl ich es nicht gern zugab.

»Wartet hier!« wies ich sie und Ali an, um selbst auf das Grab zuzugehen, aus dem der Eiserne geklettert war. Die Platte war so weit zurückgeschoben, daß ich in die Grube hineinschauen konnte.
Sie war leer.
Keine Leiche entdeckte ich und auch keinen Grund. Dieses Grab schien in die Unendlichkeit zu führen.
War es ein magisches Tor, wie ich es bei der alten Aische erlebt hatte?
Durchaus möglich.
Alles deutete daraufhin. Natürlich hätte ich dieses Phänomen gern näher untersucht, doch das war nicht der richtige Zeitpunkt.
Ich mußte herausfinden, weshalb der Eiserne so seltsam reagiert hatte.
Als ich mich umdrehte, hörte ich Leilas Stimme. »Dein komischer Freund ist in der Leichenhalle verschwunden, Sinclair. Willst du ihm nach?«
»Ja.«
»Wir gehen mit.«
Leilas Stimme hatte so hart geklungen, daß ein Widerspruch meinerseits keinen Erfolg haben würde. Deshalb sagte ich nichts und kümmerte mich auch nicht um sie, dafür um Ali.
Der Junge war blaß geworden.
»Bleibst du hier?« fragte ich ihn.
Er schaute sich furchtsam um und bekam dabei eine Gänsehaut.
Auch die Sonne schien nicht mehr so stark. Am Himmel waren erste graue Wolken erschienen, die dem Glutball einen Teil der Kraft nahmen. Daß die Umgebung düsterer wurde, war wie ein Zeichen für mich. Böse, gefährliche Mächte begaben sich daran, unseren Tod vorzubereiten.
Es war kein Wissen von mir, ich spürte es innerlich, denn meine Nerven reagierten wie Seismographen.
Der Eiserne Engel war schnell gegangen. Ich folgte ihm langsamer zu dem Ziel, das mir bekannt war, denn in der Leichenhalle hatte der Horror begonnen.
Leila erreichte mich. »Beim erstenmal hat er Glück gehabt, doch wenn ich wieder schieße, setze ich ihm die Kugel ins Auge. Darauf kannst du dich verlassen!«
»Falls Sie dazu kommen.«
»Das schaffe ich schon.«
Ich schwieg. Es hätte keinen Sinn gehabt, ihr etwas über die Kräfte des Eisernen zu berichten, über seine Stärke und seine Macht, die er besaß.
Leila hätte mir wahrscheinlich nichts von dem geglaubt.
Nach wenigen Schritten hatte ich die Gräberfelder zurückgelassen

und betrat die Leichenhalle.

Es war nicht kühl. Die Sonne hatte schon stundenlang auf das Dach geschienen und das Innere entsprechend aufgeheizt. Die Luft war stickig, beim Atmen hatte ich das Gefühl, sie trinken zu können.

Licht fiel durch die offene Eingangstür, an deren rechter Seite ich stehenblieb.

Ich schaute hoch zu den Fenstern, sah das zerbrochene noch, und mein Blick glitt dann nach rechts, wo genau der Punkt war, auf dem der offene Sarg gestanden hatte.

Genau darunter befand sich der Einstieg zur Unterwelt. Umkränzt wurde er von den allmählich verwelkenden Blumensträußen, die einen ebenfalls fauligen Geruch verbreiteten.

Hinter mir spürte ich eine Bewegung. Sie veränderte sich, dann stand Leila bei mir. »Wo steckt er?«

»Ich habe ihn noch nicht gesehen.«

Auch Leila hatte das Loch im Boden entdeckt. »Vielleicht ist er dort verschwunden?«

»Möglich, obwohl ich nicht so recht daran glauben will. Der hat noch etwas vor. Und zwar mit uns.«

»Nein, Sinclair, mit dir. Bei mir holte er sich die entsprechende Abfuhr.«

Der Eiserne Engel war nicht in der Tiefe verschwunden. Er hatte sich nur so verborgen gehalten, daß wir ihn erst sahen, als er unhörbar hinter den aufgestellten Blumensträußen erschien.

Trotz seiner Größe und Schwere schaffte es der Eiserne, sich lautlos zu bewegen.

Und dann stand er da.

Ich schaute ihn an, er blickte mir ins Gesicht.

Seine wahre Größe war in diesem Moment zu erkennen, auch Leila nahm sie wahr. »Verdammt, der überragt dich ja um mehr als einen Kopf. Und Flügel besitzt er auch noch. Unwahrscheinlich…«

Ich wunderte mich nicht darüber, weil ich den Eisernen schon oft genug gesehen hatte. Und er hatte mir auch schon oft genug geholfen.

Obwohl in mir so etwas wie Unbehagen wuchs, hielt mich nichts mehr auf dem Fleck, und ich ging mit langsamen Schritten auf den Eisernen zu.

Er schaute mir entgegen, während ich ebenfalls keinen Blick von seiner Gestalt nahm.

Weshalb reagierte er so? Aus welchem Grunde sah ich kein Zeichen des Erkennens in seinem Gesicht? Er wußte doch, wer ich war, mußte mich eigentlich wie einen alten Freund begrüßen, aber das tat er nicht.

Er reagierte überhaupt nicht. Und dieses Nichtstun wurde von mir mit gewissen negativen Gefühlen ihm gegenüber quittiert, so daß ich

meine Schritte verkürzte und zwangsläufig langsamer wurde.

Wenn es der Eiserne Engel war, und daran zweifelte ich eigentlich nicht, mußte er seine Gründe haben, weshalb er sich so unnatürlich verhielt. Er schaute mir nur entgegen, und in seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Ich sah diese bronzene Gestalt vor mir, ihre kräftigen Arme, die so glatt wirkende Haut und das Gesicht, das man mit dem Ausdruck alterslos umschreiben konnte.

Er hatte sich nicht verändert und war trotzdem ein anderer geworden?

Was trug daran die Schuld?

Hatte es möglicherweise ein Ereignis gegeben, von dem ich bisher noch nichts wußte?

Den Mächten der Finsternis war alles zuzutrauen. Sie führten in einem Spiel Regie, dessen Regeln ich bisher noch immer nicht durchschaut hatte.

Etwas mehr als eine Körperlänge trennte uns noch, als ich meinen Schritt verhielt.

Jetzt mußte er sich regen, doch es tat sich nichts bei ihm. Er blieb verschlossen wie eine Auster.

Im Hintergrund hörte ich das Halbblut Leila scharf atmen. Okay, wenn er mich nicht ansprechen wollte, würde ich es tun. Mir wollten schon die Worte über die Lippen dringen, als meine Augen groß wurden und ich die Sätze verschluckte.

Ich hatte ihn mir genauer angesehen, und mein Blick war dabei auch auf seinen Gürtel gefallen.

Dort steckte etwas, das ich kannte.

Zuerst wollte ich es nicht glauben. Das war eigentlich verrückt, der nackte Wahnsinn, aber es gab keinen Zweifel. Der Eiserne Engel war nicht nur mit seinem bekannten Schwert ausgerüstet, sondern auch mit anderen Waffen, die ihm nicht gehörten.

Aus dem Gürtel schaute etwas hervor, das ich gut kannte. Es war der Griff der Dämonenpeitsche, und knapp daneben schaute etwas anderes hervor.

Ebenfalls ein Griff, nur wesentlich schmaler als der der Peitsche.

Auch ihn kannte ich.

Es war Sukos Stab, die Waffe, die ihm eine große Macht verlieh, denn durch sie war er in der Lage, die Zeit für fünf Sekunden anzuhalten, um während dieser Spanne in seinem Sinne zu handeln.

Für einen Moment hatte ich das Gefühl, in einem wilden Kreislauf zu stecken. Zwar befand sich nach wie vor noch der Boden unter meinen Füßen, aber ich glaubte daran, daß irgendwelche Kräfte dabei waren, ihn mir unter den Füßen wegzuziehen.

Das war wirklich eine Überraschung.

Tief atmete ich ein, der Schwindel verschwand, nur der Eiserne Engel

nicht. Nach wie vor stand er regungslos vor mir und starrte mir ins Gesicht. Es gelang mir nur schwer, meine Blicke von Sukos Waffen zu lösen und in das Gesicht des Eisernen zu schauen. Dabei sah ich auch in seine Augen, deren Pupillen die gleiche Farbe aufwiesen wie auch die grau schimmernde Haut.

Schon öfter in meinem Leben hatte ich den Eisernen Engel angeschaut. Ich kannte alles an ihm, auch den Blick der Augen, aber noch nie hatte ich so etwas gesehen wie hier.

Dieser Blick war grauenhaft, er war kalt, ohne jegliches Gefühl.

Ich kam nicht herum, ihn als feindlich zu bezeichnen.

Der Eiserne Engel mein Feind?

Bisher hatte ich es nicht wahrhaben wollen. Als ich ihm aber in die Augen schaute, wurde mir klar, daß er und ich auf verschiedenen Seiten standen.

Wieder wäre ich am liebsten im Erdboden versunken, denn dieses Wissen hatte mir einen regelrechten Schlag versetzt. Hinzu kam, daß der Eiserne sich Sukos Waffen angeeignet hatte und demnach wissen mußte, wo sich mein Freund befand.

Aber nicht allein das. Er war sogar bei ihm gewesen, um Suko zu berauben.

So und nicht anders sah ich es!

Was hatte nur den Eisernen Engel dazu getrieben, sich selbst und seine große Aufgabe zu verraten?

Ich wußte es nicht, ich konnte nicht einmal darüber spekulieren, aber ich wollte ihn fragen.

»Weshalb bist du gekommen, Eiserner?« Meine Stimme klang rauh und selbst für mich fremd. »Was hat dich dazu getrieben, in eine andere Dimension zu reisen und dort die Waffen an dich zu nehmen, die dir nicht gehören? Ich will es wissen!«

Zum erstenmal, seit wir uns so gegenüberstanden, erkannte ich bei ihm eine Reaktion. Er senkte den Kopf, öffnete den Mundspalt, und ich vernahm seine Antwort.

»Ich habe ihm die Waffen abgenommen, weil er sie nicht mehr benötigte. Er ist ein Verlorener, ein Gefangener einer Welt, die für Menschen ungeeignet ist. Deshalb.«

»Dann warst du also bei ihm?«

»Ja.«

»Und er lebt.«

»Auch das.«

Ich atmete tief ein und aus. Dabei schüttelte ich den Kopf. »Wenn du bei ihm gewesen bist und wenn es dir gelungen ist, den Weg in die andere Dimension zu finden, weshalb hast du ihn dann nicht befreit? Er steht auf unserer Seite, das weißt du!«

»Ich brauche ihn nicht!«

»Wie?« fragte ich erstaunt.
»Suko ist wertlos«, hörte ich die Antwort des Eisernen Engels. »Völlig wertlos, glaube es mir.«
»So hast du früher nicht geredet!« fiel ich ihm ins Wort. »Du warst ein anderer, Eiserner, oder bist ein anderer geworden. Ich habe dich oft genug kämpfen sehen. Du hast auf der Seite des Lichts gestanden und dich den Mächten der Finsternis entgegengestemmt. Nie hätte ich mit einer solchen Reaktion von deiner Seite aus gerechnet. Was ist in dich gefahren?«
Er lachte mich an, und es war das gleiche Lachen, wie ich es auch von ihm kannte.
Verdammt, es mußte der Eiserne sein.
»Ich habe vieles eingesehen«, erklärte er mir. »Ich weiß jetzt, daß der große Kampf für die Mächte des Lichts nicht zu gewinnen ist.«
Mir stockte der Atem. Ich hatte Mühe, die nächste Frage zu formulieren.
»Du… du hast die Seiten gewechselt?«
Sein Lächeln war kalt. »Es sieht wohl so aus.«
Ich war so perplex, daß ich einen Schritt zurücktrat und mich auch Leilas Lachen nicht kümmerte, das ich hinter mir hörte. Erst ihre Stimme brachte mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurück.
»Ich glaube, Sinclair, deine Karten werden immer schlechter. Dein angeblicher Freund entpuppt sich als Feind, und da ich auch nicht gerade dein Freund bin, könnte ich mir vorstellen, mich auf seine Seite zu schlagen und gegen dich zu kämpfen.«
»Dreckige Verräterin!« hörte ich Alis Stimme.
»Halt dein Maul, Rotznase!«
Ali schwieg. Es war besser so. Leila schoß sonst womöglich noch auf den Jungen.
Hatte sie sich bisher im Hintergrund gehalten, so kam sie jetzt vor.
Zuerst sah ich ihren Schatten, der rechts von mir erschien, dann tauchte sie selbst in meinem Blickfeld auf. Sie hielt noch immer das Gewehr fest. Wie zufällig zeigte die Mündung dabei auf mich, und auf ihrem Gesicht lag ein lauernder Ausdruck.
»Bleib stehen!« fuhr der Eiserne sie an.
Leila gehorchte, denn solche Töne kannte sie. »Okay, du sollst nur wissen, daß ich auf deiner Seite bin.«
»Bist du das wirklich?«
»Ja, das bin ich. So wie du gehöre ich ebenfalls zu den Getreuen der Großen Mutter und…«
»Schweig!« Die Stimme des Eisernen fuhr ihr in die Parade. »Damit hast du dich selbst verraten. Die Große Mutter ist nicht die, für die ich kämpfe. Sie ist eine Feindin, und ich habe geschworen, all die zu vernichten, die sich auf ihre Seite gestellt haben.«

Leila wurde blaß. Ihre dunkle Haut nahm dabei einen fahlen Ton an.

Sie blickte auf den Eisernen, danach auf mich, wieder zu dem Engel hin und schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich einfach nicht.«

»Soll ich es dir beweisen?« fragte der Eiserne.

Ich ahnte, auf welche Art und Weise er das versuchen würde und mischte mich ein. »Lieber nicht, wir glauben dir auch so.«

Der Eiserne ließ sich nicht beirren. Für ihn war ich ebenso lästig wie Leila, und mit einem schnellen Griff riß er sein breites Schwert aus der Scheide.

Leila wurde nervös. »Aber das hast du doch nicht so gemeint!« flüsterte sie. »Nein, das kann ich nicht glauben. Du wirst doch nicht etwa…«

»Natürlich werde ich.« Die Worte waren so kalt gesprochen, daß auch ich sie glaubte.

Und der Eiserne ging vor.

Sein Ziel war Leila.

Deren Gesicht verzerrte sich plötzlich in wilder Panik, ich hörte den kleinen Ali stöhnen und wußte, daß mir nur eine Möglichkeit blieb. Ich war Polizeibeamter und hatte auf das Gesetz geschworen.

Dies beinhaltete auch, daß ich mithalf, einen Mord zu vereiteln.

Mir blieb keine andere Wahl, als mich auf den Eisernen Engel zu stürzen…

***

England

Das Gebiet zwischen den herbstlich gefärbten Hügeln und inmitten eines Quadrats aus flammenden Steinen.

Wie verloren wirkten die beiden Personen, die dort versuchten, uralte magische Kräfte zu wecken, damit sie ihnen zu Diensten waren.

Kara, die Schöne aus dem Totenreich, und Myxin, der kleine Magier!

Sie standen da, und Kara, die bleich geworden war wie eine lebende Tote, stützte sich schwer auf den Griff des Schwerts mit der goldenen Klinge. Sie hatte die magischen Kräfte angerufen, ihr Geist war hineingedrungen in die Dimensionen der Finsternis, um dort nach der Lösung des Falles zu suchen, der auf der normalen Erde seinen Anfang gefunden hatte.

Myxin kannte diesen Zustand. Er wußte genau, daß diese Beschwörung seiner Partnerin eine immense Kraft kostete und es immer sehr lange dauerte, bis sie sich wieder erholte.

Auch jetzt schwankte sie wie ein Rohr im Wind. Sie hielt mit den Händen so hart den Griff des Schwerts umklammert, daß die Knöchel scharf und spitz hervorsprangen. Unter der Gesichtshaut zeichneten sich deutlich die Adern ab, die Augen schienen tiefer in die Höhlen

hineingedrückt zu sein und erinnerten an zwei dunkle Kirschen.
Die Lippen bewegten sich, sie zuckten, aber Worte drangen nicht aus ihrem Mund.
Myxin, der ebenfalls mit starken magischen Kräften gesegnet war, in diesem Fall aber nicht eingreifen konnte, griff zu und legte beide Hände um die Hüften seiner Partnerin. So konnte er sie abstützen und brauchte nicht Gefahr zu laufen, daß Kara zusammenbrach und vor seinen Füßen liegenblieb.
Plötzlich lief ein Zittern durch ihre Gestalt. Sie öffnete den Mund, ein leiser Wehlaut drang hervor, und als Myxin sie jetzt anschaute, hatte er das Gefühl, die Knochen unter der Haut zählen zu können, so dünn war sie geworden.
Myxin spürte die innerliche Zerreißprobe, die auch er durchmachte. Er wußte, daß er seiner Partnerin nicht helfen konnte, und das zehrte an seiner Psyche.
Kara atmete stoßweise. Dabei zitterte sie. Wäre das Schwert und Myxin nicht gewesen, hätte sie längst am Boden gelegen.
Ohnmächtig, entnervt, völlig ausgelaugt…
So aber stand sie noch auf der Stelle und bekam diese Eindrücke mit, die ihr der Geist übermittelte, der ihren Körper verlassen und sich auf die lange Reise begeben hatte.
Es mußten schlimme Dinge sein, wie Myxin ihrem Gesichtsausdruck entnehmen konnte.
Myxins Blick glitt an ihrem Körper herab und erfaßte auch die goldene Klinge. Sie schien in einem gelben Feuer zu stehen, so sehr leuchtete sie auf.
Es war die magische Kraft, die aus dem Körper der Frau in die Klinge hineinströmte, und die das Schwert auch wieder in einem Kopplungsprozeß zurückgab.
Was sah sie?
Eine Antwort konnte Myxin nur durch sie selbst bekommen, wenn die Beschwörung ihr Ende gefunden hatte.
Bisher sah es nicht danach aus, denn weitere Eindrücke wurden von Kara aufgenommen.
Dabei stöhnte sie einige Male, zuckte immer stärker zusammen, so daß Myxin Mühe hatte, sie festzuhalten.
Bis sie aufschrie.
Es war ein Ruf des Entsetzens. Die blanke Angst schwang mit.
Und Kara brach auf der Stelle zusammen.
Sie kippte zum Glück dem kleinen Magier entgegen, der sie auffing und aus dem unmittelbaren Bereich der magischen Steine schleppte.
Myxin warf noch einen Blick zurück, wobei er feststellte, daß das Leuchten der Steine schwächer wurde.
Sie nahmen wieder ihren normalen Farbton an, ein Beweis, daß

Karas Geist zurück in den Körper gekehrt war.
Wie ein kleines Kind hatte Myxin seine Partnerin auf den Armen liegen. Er trug sie auf das Blockhaus zu, wo er sie niederlegte und wartete, bis sie aus der Bewußtlosigkeit erwachte.
Um diesen Vorgang zu beschleunigen, ging er noch einmal hinaus und holte Wasser aus dem sprudelnden klaren Bach. Vorsichtig setzte er Kara den Glasrand gegen die Lippen, kippte das Gefäß und benetzte mit den ersten Tropfen ihren Mund.
Obwohl Kara bewußtlos war, spürte sie die Feuchtigkeit. Sie öffnete den Mund und begann auch zu schlucken. Allmählich kehrte Farbe auf die Wangen zurück.
Myxin wußte Bescheid, daß ihre Ohnmacht nicht mehr lange anhalten würde, und er atmete auf.
Schon bald blinzelte Kara mit den Augen, ein erstes Lächeln umzuckte die Lippen, und aus ihrem Mund drang ein stöhnender Atemzug, während sich ihr Blick in das besorgt über sie gebeugte Gesicht des kleinen Magiers richtete.
»Ist alles in Ordnung?« fragte Myxin.
»Ja…« Die Antwort hörte sich schwach an. Myxin spürte deutlich, unter welchem Druck seine Partnerin stand. Kara hatte die Hände geballt. Hin und wieder schüttelte sie den Kopf, zwinkerte mit den Augen und stützte sich plötzlich auf.
»Was ist los?« fragte Myxin.
Kara blickte ihn mit ihren unergründlichen Augen an. »Ich… kann es kaum glauben«, flüsterte sie. »Es ist unwahrscheinlich.« Sie legte zwei Finger gegen den Mund, als hätte sie schon zuviel gesagt.
»Was ist unwahrscheinlich?«
Die Schöne aus dem Totenreich senkte den Kopf, schüttelte ihn und schaute auf ihre Schuhspitzen. »Mein Geist hat den Körper verlassen. Er glitt durch die Dimensionen, und dann konnte ich auch Dinge sehr gut erkennen.«
»Welche?«
»Die Großen Alten formieren sich nicht nur, sie haben sich zusammengeschlossen, um die Hölle anzugreifen.«
»Finden schon Kämpfe statt?«
»Ja, ja…«
»Und was ist mit Arkonada?« fragte Myxin. »Hat er sich auch zu den Großen Alten gesellt?«
»Nein.«
»Dann sind es also nur fünf.«
Kara stand auf. Sehr schnell geschah dies und so hastig, daß Myxin zurückwich. »Es sind keine fünf, Myxin, es sind, wie wir schon vermutet haben, sechs.«
»Und du hast den sechsten gesehen?«

»Ja, das habe ich.«
»Und wer ist es?«
Kara wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. »Wenn ich dir das sage, Myxin, wirst du es mir nicht glauben, aber es ist eine Tatsache. Der sechste Große Alte ist…«
»Rede!«
Da sprach Kara den Namen aus, und Myxin hatte das Gefühl, in der Erde versinken zu müssen…

***

Ich stürzte mich auf einen Freund. Auf den Eisernen Engel, der mir in zahlreichen Situationen schon geholfen hatte und nun als Veränderter zeigte, der auch vor einem Mord nicht zurückschreckte, obwohl sein Leben nicht unmittelbar bedroht war.
Aber auch Leila wehrte sich. Sie hatte mir versprochen, beim zweiten Schuß in sein Gesicht zu zielen. Und dieses Versprechen hielt sie ein.
Breitbeinig hatte sie sich mit dem Gewehr aufgebaut.
Dann schoß sie.
Verdammt, Leila konnte schießen. Ich unterbrach meinen Sprung, warf mich instinktiv zu Boden, denn ich wollte nicht von Querschlägern getroffen werden.
Die Wände der Leichenhalle erzitterten unter den Echos der krachenden Schüsse.
Leila sah, daß die Geschosse trafen. Einige von ihnen hämmerten tatsächlich gegen das Gesicht des Eisernen Engels und sprühten dort auf wie kleine Wunderkerzen.
Aber sie drangen nicht durch die Haut.
Der Eiserne stand. Nicht umsonst war er ein Wesen, das als unverwundbar galt. Die irdischen, die normalen Waffen konnten ihm tatsächlich nichts anhaben.
Wieder wurden die Kugeln als deformierte Querschläger zurückgeschleudert, während der Eiserne wie eine Eins stand.
Und dann hatte sich Leila verschossen.
Das Klicken des Gewehrs ging in den allmählich verrollenden Echos der Schüsse unter. Leila wollte kaum glauben, daß sie sich verschossen hatte. Sie starrte auf ihr nutzloses Gewehr und hob den Blick, um dem Eisernen ins Gesicht zu schauen.
Auf seinen Lippen lag ein kaltes Siegerlächeln. Sein halb erhobener Schwertarm fiel nach unten.
Leilas Schrei zitterte durch die Leichenhalle. Sie glaubte fest daran, daß ihr die Klinge den Schädel spalten würde und sah sie dicht an ihrem Gesicht vorbeirasen. Dennoch traf sie etwas.
Das Halbblut spürte den Ruck. Nur kurz war er, aber als sie hinschaute, hielt sie nur mehr eine Hälfte der Waffe in der Hand.

Und der Eiserne grinste scharf, als er zum zweitenmal ausholte.

Jetzt, wo die unmittelbare Schußgefahr vorbei kam, kam ich wieder auf die Beine.

Als der Eiserne Engel sein Schwert zum zweiten Schlag anhob, befand ich mich bereits auf dem Weg. Dabei sprintete ich geduckt auf meinen Gegner zu und hoffte, daß er mich so weit herankommen lassen würde, wie ich es mir vorstellte.

Ali, der unseren Kampf beobachtet hatte, schrie ein paarmal auf, weil er eine so schreckliche Angst verspürte. Das kümmerte mich nicht, ich hatte fast mein Ziel erreicht und stieß mich ab.

Waagerecht lag ich in der Luft und nahm noch das Bild auf, das sich mir bot.

Besonders stach mir die schreckensstarre Leila ins Auge, die nicht mehr wußte, was sie noch machen sollte. Sie stand in einer völlig verkehrten Haltung da und hatte die Arme weit ausgebreitet, als wollte sie den Treffer freiwillig empfangen.

Ich rammte den Eisernen.

Bei dem Zusammenprall hatte ich das Gefühl, gegen eine Betonmauer geschlagen zu haben, so hart und stählern war sein Körper.

Ich wußte auch nicht, ob ich seine Schlagrichtung ändern konnte, denn ich lag selbst am Boden und mußte mit ansehen, wie das Schwert nach unten raste.

Haarscharf an Leila vorbei.

Die Klingenspitze hieb in den Boden, riß dort eine gewaltige Lücke, denn sie war so gestählt, daß sie sogar den Stein zerstören konnte. Aber nicht diesen Menschen.

Meine Hände brannten vor Schmerz. Trotzdem rollte ich mich einige Male um die eigene Achse und brüllte Leila zu, endlich zu verschwinden. Sie hatte auch das Glück, daß der Eiserne momentan kein Interesse mehr an ihr zeigte, sondern mich wollte.

Leila blieb stehen.

Wohl zitterte sie, zu mehr war sie nicht fähig. Für sie, die voll auf die Kräfte des Bösen gesetzt hatte, mußte eine Welt zusammengebrochen sein, und es war Ali, der handelte.

Der Junge zeigte einen unwahrscheinlichen Mut, als er sich aus der Deckung an der Tür löste, auf Leila zurannte, sie packte und sie zurück durch den Eingang schleuderte.

Jetzt war ich mit dem Eisernen allein.

Ich hatte zugesehen, daß ich in der mir verbleibenden Zeitspanne soviel Distanz wie möglich zwischen ihn und meiner Person brachte.

Obwohl es im Prinzip zwecklos war, zog ich meine Beretta und hielt sie zielbereit, als ich wieder auf die Beine kam.

Die letzte Aktion hatte mich Kraft und auch Nerven gekostet. Es bereitete mir große Mühe, die Waffe ruhig zu halten, denn die Kraft

des Eisernen flößte mir Angst ein.

Er fuhr herum.

Seine schwere Waffe hielt er mit beiden Händen fest. Welch eine Wucht und Kraft hinter dieser Klinge steckte, wenn er zuschlug, hatte ich zur Genüge erlebt, und bevor er sich noch auf irgend etwas einrichten konnte, hatte ich schon geschossen.

Der peitschende Schlag meiner Waffe jagte als helles Echo durch die Leichenhalle, und ich bekam auch mit, daß meine Silberkugel ihn getroffen hatte.

Auf die Brust hatte ich gezielt. Genau dort schlug das Geschoß ein, das zerspritzte, als bestünde es aus Silberstaub. Das gleiche Phänomen hatte ich schon einmal erlebt, als ich mich den Skelettreitern stellte.

Also nichts.

Und der Eiserne kam. Er sprach mich nicht an, er schaute nur, und ich las in seinem Blick den Willen, mich, den Freund, radikal zu vernichten.

Darüber kam ich noch immer nicht hinweg und reagierte deshalb vielleicht ein wenig langsamer, so daß mich der gefährliche Hieb fast noch erwischt hätte. Nur durch einen gedankenschnellen Schritt nach hinten hatte ich ihm ausweichen können.

Sofort wischte ich zur Seite weg.

Er war auch nicht lahm, kam mir nach, und ich mußte Fersengeld geben. Ich rannte auf die Stelle zu, wo der Sarg gestanden hatte und wäre fast noch in das Loch gefallen. Im letzten Augenblick sprang ich darüber hinweg, flog zwischen die Blumen, riß einige Vasen um und hörte, wie sie zersplitterten.

Sofort war ich wieder auf den Beinen, lief weiter und drehte mich dabei um.

Er kam mir nach.

Breitbeinig ging er. Sein Gesicht blieb kalt und ohne Regung.

Vielleicht war der Mund ein wenig verzogen, mehr konnte ich bei ihm wirklich nicht ablesen.

»Verdammt, Bulle, komm doch her!« An der Tür hatte sich Leila aufgebaut und winkte. Plötzlich stand sie auf meiner Seite, aber ich achtete nicht auf sie.

Ich kam mir selbst in diesem Augenblick wie besessen vor und stellte die einzig wahre Frage.

»Warum, Eiserner? Warum tust du das alles?«

Als Kommentar schüttelte er nur den Kopf. Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen.

Wie viele Sekunden blieben mir noch bis zu meinem Ende? Ich wollte sie gar nicht schätzen. Mir war nur bewußt, daß ich dieser verdammten Klinge niemals würde entwischen können. Der andere war immer schneller als ich.

Sollte ich mein Kreuz hervorholen?

Ja, ich tat es, hielt es ihm entgegen, und er stoppte für einen Moment seinen Schritt, bevor er zu lachen anfing.

Also auch nichts.

Ich ließ das Kreuz verschwinden. In dieser Welt hatte es wieder seinen normalen Glanz angenommen, und deshalb wollte ich es auch mit dem Bumerang versuchen.

Ein gutes Gefühl durchströmte mich, als ich die silberne Banane in der rechten Hand hielt. Sie war ebenfalls wieder normal geworden, ich freute mich über ihren Glanz, holte aus und zögerte nicht eine Sekunde länger.

Fauchend jagte der hart geschleuderte Bumerang auf den Eisernen Engel zu.

Daß es einmal so weit kommen würde, hätte ich nicht geglaubt, und die silberne Banane verfehlte ihr Ziel nicht. Ich hatte auf den Hals meines Gegners gezielt…

Vielleicht wäre es mir gelungen, hätte der Eiserne Engel nicht so schnell reagiert und sein Schwert so rasch hochgerissen, daß es eine senkrecht stehende Säule vor seinem Gesicht bildete.

Und um diese Säule wickelte sich der Bumerang.

Ich hörte zunächst ein Klirren, dann das sirrende Geräusch, als sich der Bumerang fast festwickelte, und im nächsten Augenblick wich der Eiserne Engel einen Schritt zurück, denn auch er hatte unter der Wucht des Treffers zu leiden.

War das ein Sieg für mich?

Nein, denn mein Gegner fing sich wieder. Nur sein Schwert war ein wenig angekratzt, während die silberne Banane vor seinen Füßen auf dem Boden lag und auch unerreichbar für mich war.

Ich wechselte die Stellung. Im Halbkreis huschte ich um den Eisernen Engel herum, und zwar so weit, daß mich sein schwertverlängerter Arm nicht erreichen konnte.

»Komm doch endlich!« brüllte Leila.

Danach war sie still, denn ich sah einen gewaltigen Schatten in der Türöffnung, der die Frau zur Seite geschleudert hatte, um selbst freie Bahn zu bekommen.

Und er kam.

Ich blieb mitten im Lauf stehen. In meiner Brust schien es Explosionen zu geben, die sich fortpflanzten und erst in meinem Kopf endeten. Was ich da sah, war nicht möglich, und ich wischte mir über die Augen, weil ich an eine Halluzination glaubte.

»Das ist ja Wahnsinn!« hörte ich Leila schreien.

Der Eiserne Engel hatte plötzlich das Interesse an mir verloren, er schaute nur noch auf die Gestalt, die in der Türöffnung zu sehen war.

Es war der Eiserne Engel!

Daran ging kein Weg vorbei, und ich hatte es plötzlich mit zwei dieser geheimnisumwitterten Figuren zu tun…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 348 »Zombies aus dem Höllenfeuer«